Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 31/32 — Gotha, 7. August 1924 — 38. Jahrgang

Inhalt: Ein Mensch sein — Herrmanns Dogmatik. Seiner Vorlesungen siebenundzwanzigstes Stück: Erbsünde und Gericht — Psycho-Neurosen und Religionspsychologie. Ein Nachwort zu dem Vortrage Prof. Strohmayers über Gefühl, Erlebnis, Wahn — Dichter und Bühne — Die erste internationale Konferenz der religiösen Sozialisten — In der Millionenstadt Schanghai. Reisebriefe aus dem Fernen Osten 6 — Als Deutscher in Dänemark 2. Mit Nachwort des Herausgebers — Antwort an Paul Jaeger — Verschiedenes: Du kannst, denn du sollst; Indisches? Weiteres zum Reichselterntag; Kirchliches Jahrbuch (Schneider); Die Neue Allgemeine Missionszeitschrift (Richter, Schlunk); Jung-Indien (Gandhi); Gandhi (Kanokogi); Das Ostproblem (Harich); Aus Siebenbürgen; Für den Rundfunk; Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Ein Mensch sein

Dir klage ich, Gott, daß Menschen sind!
Dir klage ich, Gott, daß ich selbst ein Mensch bin!
Dir juble ich, Gott, und sinke vernichtet zu Boden. —

Zu viel war es der Freude, zu anmaßend der Jubel,
zu nichtig all mein Wollen,
und meines Erkennens erzwungne Gewalt erschlägt mich.

Warum, Gott, sind Menschen?
Warum, Gott, bin ich?
Und wozu ist die vernichtende Qual klarer Gedanken?

Ist es doch gleich, ob Menschen im Nebel gehn,
Ist es doch gleich, ob Menschen im Forschen sich opfern,
Ist es doch gleich, ob Menschen im Gleichmut verharren.

Schleier hüllst du um die eisigen Höhen göttlichen Wissens.
Schleier um die Stirnen von Menschen, die forschend die Augen zu dir hinaufheben —
Schleier hülltest du um alles Wollen, Werden und Vollbringen.

Wehe, wer die Schleier nicht achten will,
wehe, wer sie nicht um seine Stirne ertragen kann,
Du erschlägst die, so Erkenntnis suchen, und stürzst sie in des Irrwahns vernichtende Nacht.

O daß ich ein Mensch bin,
o daß alle Menschen nur Menschen sind,
und auch nicht einer uns führen und leiten kann!

Suchend folgen wir einer kaum kenntlichen Spur.
Wehrend verwischst du sie selbst, unsere Sehnsucht zu stählen,
und in das Nichtwissen des Todes führst du auch das gläubigste Kind.

Daß es noch hoffen kann,
daß es liebend immer wieder aufblickt zu Dir,
daß es ohne Furcht hineingehen kann selbst in die Ungewißheit des Todes!

Kommt diese Kraft aus uns selbst?
Vermag je ein Mensch, sie zu geben?
Groß ist der Schöpfer, der solche Kraft in ein winzigstes Seelenteilchen zu legen vermag.

Gütig ist er, daß er sie schenkt —
und seine Gabe übertrifft die verhüllenden Schleier.
Ich danke dir doch, Gott, daß ich ein Mensch bin.

Johanna Weichelt

Herrmanns Dogmatik

§ 41. Die gemeinsame Sünde der menschlichen Gesellschaft und die Erbsünde

In dem Selbstgericht des Schuldgefühls erfährt der Christ, daß Gott sich von ihm scheidet. Die innere Entkräftung, die daraus folgt, macht ihm den Anfang eines neuen Lebens unmöglich. Diese Übermacht der Sünde wird ihm aber dadurch noch deutlicher, daß erfahrungsmäßig nicht nur in jedem einzelnen Menschen die Sünde entsteht (Matth. 7, 11; Röm. 3, 10; 3, 23), sondern auch in der menschlichen Gesellschaft herrscht, aus der der Einzelne hervorgeht.

Wir tragen alle durch unsere Sünde dazu bei, den Verkehr mit den Anderen und die Ordnungen dieses Verkehrs sündig zu machen. Für die so entstandene Sünde der Gesellschaft sind alle ihre Glieder verantwortlich. Sie ist also gemeinsame Sünde. Die Sünde des Einzelnen kann daher niemals sicher unterschieden werden von der Sünde der menschlichen Gesellschaft, der er angehört. Aus der gemeinsamen Sünde der menschlichen Gesellschaft folgt nun aber auch die unvermeidliche Vererbung der Sünde. Durch die gemeinsame Sünde früherer Generationen wird Jeder, ohne sich dagegen wehren zu können, beeinflußt. Denn wir werden doch nur dadurch Menschen, daß wir in menschlicher Gemeinschaft erzogen werden. Alle Erziehung aber beginnt damit, daß ein Kind den Vorstellungen und Handlungsweisen erwachsener Menschen folgt. Wenn nun diese geistigen Erzeugnisse durch Sünde verdorben waren, so nehmen wir, indem wir erzogen werden, Sünde in uns auf. Erschiene irgendwo ein menschliches Individuum, das eine andere als die sündige Art hätte, so würde das sofort als ein neuer Anfang des ganzen geschichtlichen Lebens der Menschheit empfunden werden müssen.

Von hier aus wird dem modernen Menschen die unentrinnbare Notwendigkeit einer Vererbung der Sünde viel deutlicher als durch die von Augustin an in der Kirche herrschende, aber nicht sicher beweisbare Vorstellung, daß die Sünde schon durch die bloße Abstammung von den Eltern vererbt ist. Es ist daher ein Irrtum, wenn man meint, daß der Gedanke der Erbsünde innerhalb der Kultur unserer Zeit unmöglich geworden sei. Dieser Gedanke ist im Gegenteil für Alle, die überhaupt die Wirklichkeit der Sünde in der Menschheit anerkennen, viel verständlicher geworden als früher. Aber allerdings ist uns nicht mehr möglich, die Frage, wie der Mensch für die vererbte Sünde verantwortlich sein könne, so zu beantworten wie Augustin. Noch die Reformatoren haben ebenso wie die römische Kirche gelehrt, daß alle Menschen, die nicht durch Christus erlöst würden, deshalb der Verdammnis verfallen müßten, weil sie alle in Adam gesündigt haben. Diese Begründung der Verantwortlichkeit für die Erbsünde müssen wir nicht bloß deshalb ablehnen, weil sie durch das falsch übersetzte Wort Röm. 5, 12 (in quo omnes peccaverunt) bewiesen werden sollte. Wir sehen vielmehr ein, daß wir uns nicht für die Tat eines Anderen, den wir nicht beauftragt hatten, verurteilen können. Wir können daher auch nicht den Gedanken fassen, daß Gott uns deswegen verdammt.

Schleiermacher und Ritschl haben nun gemeint, der mit unlösbaren Widersprüchen belastete Gedanke der Erbsünde könne und müsse durch den Gedanken der gemeinsamen Sünde ersetzt werden. Der Einzelne könne sich allerdings der gemeinsamen Sünde der menschlichen Gesellschaft nicht entziehen; aber seine Beteiligung an dieser gemeinsamen Sünde vollziehe sich doch immer in seinen eigenen Taten. Deshalb mache sich Jeder dafür verantwortlich. Aber das gilt doch nun nur von dem Verhältnis des erwachsenen Menschen zu den sündigen Zuständen der Gesellschaft, in der er lebt. Dagegen hat von seiner Kindheit an jeder

Mensch unter dem Einfluß der Verderbnis früherer Generationen gestanden. Dadurch ist er offenbar, bevor er an der gemeinsamen Sünde der gegenwärtigen Gesellschaft mitwirken konnte, in eine verkehrte Art des Denkens und Wollens hineingezogen. Dann erhebt sich also doch wieder die Frage, wie der Mensch für diese ererbte Verderbnis verantwortlich zu machen sei, als deren Folgen offenbar alle seine sündigen Handlungen angesehen werden können.

Die Reformatoren haben trotzdem mit Recht daran festgehalten, daß die so ererbte Sünde als Sünde im vollen Sinne anzusehen sei. Sie sei nicht bloß als eine Krankheit aufzufassen, wie Zwingli gemeint hatte, sondern als die eigene Tat des Menschen, der durch sie sündig sei (Conf. 2, Apol. 1). Es ist freilich zuzugeben, daß wir in dem Urteil, der sündige Zustand eines Menschen sei ererbt, die Vorstellung nicht befolgen, er habe diese Verderbnis verschuldet, aber ebenso sicher ist, daß der zu sittlicher Erkenntnis gereifte und dadurch zum Bewußtsein seiner Freiheit gekommene Mensch Alles, was er in sittlicher Beziehung ist, als seine eigene Tat ansieht. Es ist also offenbar so, daß zwar für jeden Menschen die unentrinnbare Notwendigkeit besteht, daß er von den Anfängen seines bewußten Lebens an sündig wird, und daß er dennoch sich selbst um seiner Sünde willen richtet, sobald das Bewußtsein der Freiheit in ihm entsteht aus seiner Erkenntnis des sittlichen Gesetzes. Das Unbegreifliche daran ist aber nicht die Vererbung der Verderbnis, sondern der freie Wille, der sich selbst trotz seiner Abhängigkeit von der sündigen Menschheit für den Zwiespalt mit dem sittlichen Gebot verantwortlich macht.

§ 42. Das Gericht

Das Gericht über die Sünde oder ihre Strafe vollzieht sich bereits in dem irdischen Leben des Sünders: 1. in dem inneren Zwang, sich selbst verurteilen zu müssen, 2. in der Erkenntnis, daß es ihm unmöglich ist, sich durch die eigene Anstrengung von der Sünde zu lösen, 3. in der Art, wie der Sünder seine Lebensschicksale erlebt. Hat nun aber einem Menschen Gott sich offenbart, so sieht er in dieser Offenbarung, die ihn kraftlos und unglücklich macht, die Macht des Gottes, von dem er sich innerlich geschieden und dem Verderben überlassen weiß. Der Glaube an Gott wird dann in dem Sünder umgewandelt in die Furcht vor dem Gericht oder vor dem Zorne Gottes. Wenn nun der von dieser Furcht erfüllte Sünder zugleich aus seinem Glauben heraus erkennt, daß Gott ihn als ein freies Wesen will, das also sich selbst ein Schicksal bereiten soll, so muß er erwarten, daß in dem Gericht Gottes das zur Vollendung kommt, worauf die Tendenz der Sünde geht, von der er sich nicht losmachen kann. Deshalb kann sich der Christ unter der endgültigen Strafe nichts Willkürliches denken, sondern die volle Verwirklichung des Werkes der Sünde selbst (Gal. 6, 7—8). Die vollendete Strafe der Sünde ist im Grunde die Sünde in ihrer Vollendung, also ein wirkliches Leben für sich allein oder ein Leben in völliger Vereinsamung. Darin kommt die Tendenz der Selbstsucht oder Lieblosigkeit zu ihrem eigenen Ziel. Das ist also die Zukunft, die der christliche Glaube dem Menschen eröffnet, wenn er ihn zur Erkenntnis seiner Sünde bringt. Nach den synoptischen Evangelien hat Jesus selbst dieses Fortleben der Gerichteten in der äußersten Finsternis oder in der Vereinsamung als ein endloses bezeichnet.

In dem Moment, wo wir unser Schicksal als vergeltende Strafe Gottes ansehen, beginnt doch nun offenbar der Glaube selbst sich aufzulösen. Die weltüberwindende Kraft des Glaubens ist dann überhaupt durch die Sünde zerstört. Deshalb können wir dann auch den christlichen Gottesgedanken selbst (Matth. 5, 44—45) nicht mehr als Wahrheit fassen. Denn es ist offenbar unmöglich, den Gott, der seine Feinde liebt, in dem Gott zu fühlen, der seinen Feinden mit endloser Pein vergilt.

Wilhelm Herrmann †

Psycho-Neurosen und Religionspsychologie

Ein spätes, nicht verspätetes Nachwort zu dem Vortrag Professor Strohmayers „Gefühl, Erlebnis, Wahn" (vgl. CW. 1923 Nr. 37/39 und 45/46)

1. Orientierende Einleitung

Der Fragenkomplex, der hinter dem Vortrag des Jenenser Psychiaters Prof. Dr. Strohmayer liegt, ist längst aktuell unter dem Thema: Psychiatrie und Seelsorge, Psychiatrie und Ethik. Je mehr einerseits die Medizin infolge der umwälzenden Bestrebungen nicht nur eines Freud und seiner Fortbildner Alfred Adler in Wien und Jung in Zürich, sondern auf der gesamten Front der Jüngeren, als deren Vertreter hier zunächst nur Professor Dr. J. H. Schultz, Chefarzt und wissenschaftlicher Leiter am Sanatorium Lahmann auf dem Weißen Hirsch bei Dresden, Sohn des früheren Göttinger Dogmatikers, genannt sei, zu einer Psychologisierung somatischer Störungen sich durchringt, jemehr andererseits die Theologie auch in ihren zentralen Grundbegriffen, wie schon längst im geschichtlichen Außenwerk, sich säkularisiert, desto mehr werden und müssen Medizin und Theologie aufeinander stoßen, wie die erstere ja in der Religion ihre Mutter hat. Die Säkularisation des Christentums seitens eines Leonhard Ragaz in Zürich und eines Blumhardt in Bad Boll mag weniger einen Personentyp als eine Sachgruppe bedeuten, aber Gotteserleben, Erlösung müssen aus den Schranken der Religiosität, wenn ich im Sinne von Joh. Müller so sagen darf, heraus- und hineinbezogen werden in den Alltag von Seelenstörungen, Menschenwürde, Lebenskunde, Kulturfortschritt. Auch die Gogarten und Karl Barth geben ja selbst den inneren Zusammenhang, die Selbstentzündung des Gottesgedankens an den äußerlichen, natürlichen Zufällen direkt und indirekt zu.

Je mehr also Medizin und Theologie in ihrer fortschreitenden Ausweitung sich berühren in der Kernfrage unserer Zeit nach dem Leben (vgl. Karl Joels Philosophische Krisis der Gegenwart, Leipzig, Felix Meiner 1919), in dem Punkte, von wo aus die Lebensfragen behandelt und bestrahlt werden, in dem Punkte der Persönlichkeit, desto mehr müssen die früher feindlichen Schwestern sich die Hand reichen, nicht in gönnerhafter Herablassung, sondern in einer Arbeitsgemeinschaft, in der jede gibt und läßt, aufgibt und sich bereichert.

Was Professor Strohmayer bot, ist ein verheißungsvoller Anfang davon, daß die Fragen der Natur- und Geisteswissenschaft, deren Fehden und Ausgleiche die letzten Jahrzehnte nach allen Seiten hin beschäftigten, gerade auch in den letzten und wichtigsten Winkeln zu einer endgültigen Lösung geführt werden. Strohmayer hat alle Volksfreunde zu verständnisvoller Mitarbeit und interessiertem Einblick in die Psychiatrie als sein Spezialfach aufgefordert, aber er hat dabei nicht bloß Barrieren gezogen für bestimmte Gruppen von seelischen Erkrankungen, für die ein Einwirken nur dem Psychiater zustände, sondern auch bei der einen Reaktionsgruppe kaum mehr als ein verständnisvolles Einfühlen zugestanden für die religiösen Seelsorger. Die Religionspsychologie ist ja leider noch nicht so weit, daß sie die Persönlichkeitsheilkräfte des religiösen Erlebens auf eine psychologische Formel gebracht hätte, die den Bedürfnissen der Psychosen begegnete, aber die Umbildung ist ebenso sehr im Gange oder als notwendig erkannt wie auf dem weiten Felde der Psychiatrie. Außer der von Strohmayer zitierten Literatur möchte ich noch einmal J. H. Schultz nennen, der in ausgezeichneter Weise orientiert in einem neueren Sammelreferat: Ergebnisse der gesamten Medizin (Berlin und Wien 1922, Urban und Schwarzenberg) über Neueres aus dem Hysteriegebiet, nachdem er mindestens der Tendenz nach in seiner Seelischen Krankenbehandlung (Psychotherapie) Grundriß für Fach- und Allgemeinpraxis, Jena 1919, die Psychologie der Persönlichkeit durchzuführen suchte.

Psychiatrie und Psychotherapie dürfen den Laien nicht nur zur Kenntnisnahme verbleiben Literatur darüber nur ad usum Delphini geboten werden. Psychosen — und nach einem nicht bloß heute oft wiederholten Diktum sind wir alle psychotisch veranlagt und behaftet, wie denn das Christentum mit seinen Grundbegriffen von Sünde und Gnade die Psychose als Krankheit anerkennt und das Aufgeben von Widerstreben gegen die Heilung als Zusammenwirken von Freiheit und Gnade fordert — Psychosen sind Sache der Psychiatrie und Psychotherapie; die erstere will die Psyche als Objekt der Störung psychographieren, die andere mit der Psyche als dem Subjekte den Heilprozeß auch von somatischen Defekten mindestens unterstützen. So wenig die Psychotherapie schon wissenschaftlich anerkannt ist, weil manche Mißgriffe auch von Behörden sie in Mißkredit brachten, so steht doch fest, daß gerade auch für ihre besten Vertreter das Gebiet des Seelischen nur ein Segment des großen Zirkels Leben ist, wie Schultz sich einmal ausdrückt. Unsere Begriffe Seele und Leib bedeuten die immer wieder nach Klärung suchenden Abstraktionsweisen, mit denen wir uns der Sphinx des Lebens nähern. Nicht die abgesteckte Domäne der Psychiatrie mit ihren noch feiner abgezäunten Gruppen von Veranlagungsstörungen, Intoxikationsdefekten und Reaktionshemmungen bei Strohmayer, sondern Psychosen in ihren nicht abzugrenzenden Wirkungen auch auf das Leibesleben sind dann doch das Arbeitsfeld auch des religiösen Seelsorgers. Der noch unausgebaute Bezirk der Psychotherapie, welche als Technik hinübergreift in die Psychiatrie als Theorie, muß auch von der Religionspsychologie in Beschlag genommen werden. Die Psychiatrie möge, wie sie es schon längst ist, der Erforschung des abnormen Lebens auf physiologischer Grundlage verbleiben, vielleicht noch einmal neben der Parapsychologie des Unternormalen die Metapsychologie des Übernormalen (Okkultismus) einbeziehen, immer werden irgendwie und irgendwieweit die fließenden Grenzen zwischen Medizin und Religionspsychologie mit ihrem Unterbewußtsein und Leben zu markieren sein. Auf die Psychobiologie der Religion wird der Physiologe um seiner wissenschaftlichen Voraussetzungen willen nicht verzichten wollen, wenn nur die Religion als die in- und extensivste Energie des psycho-physiologischen Organismus anerkannt wird, während die Sexualität mindestens vom physiologischen Organismus aus das Leben beherrscht auf weiten Strecken seiner Dauer und Verästelungen.

Selbstverständlich ist mir nicht unbekannt, daß die Psychiatrie vorläufig eine Disziplin auch der praktischen Betätigung ist und vielleicht auch sein muß, daß die Psychotherapie bisher zugleich enge Aufgaben und Ziele sich steckte; indes wenn die Sperre, die Strohmayer zwischen Psychiatrie und Theologie aufrichtet, in ihrer scharfen Scheidung bleibt, aber freilich bei der zunehmenden Belastung der Psychiatrie durch die Persönlichkeitspsychologie und Psychobiologie nicht bleiben muß, dann brauchen wir eine Disziplin, in der alle Fakultäten bei ihrem Interesse für die Volkspsyche zu Wort und Recht kommen, und das ist die Psychotherapie. die, vorläufig noch eine tabula nova, von den verschiedensten Seiten her in Anspruch genommen werden wird: von der Pädagogik, wenn diese nicht mehr wie heute noch in den niederen breiten Schichten des Herkommens von einem praktischen Intellektualismus beherrscht wird, von der Berufspsychologie, wenn diese nicht nur einen Fähigkeitsnachweis liefert, sondern in die Tiefen der Persönlichkeit eindringt, von der Gerichtshilfe, wenn diese das Recht erreicht zu Fürsorge und bedingtem Strafaufschub usw.

Vielleicht kann durch solche Arbeitsteilung und -gemeinschaft eine Verständigung und Vereinbarung auch über Psychosen zwischen der Praxis des Arztes und Seelsorgers herbeigeführt werden. Schultz äußert in dem Artikel über Hysterie: „In Hinsicht beratend-pädagogischer Beeinflussung gibts ursprüngliche, künstlerhafte Begabungen. Freud sagt einmal: Wir müssen die Neurotiker ansehen lernen, wie sie eine kluge Frau ansieht; Jaspers meint resigniert, daß Heilsarmee, Buddhismus und Christian Science zahlenmäßig mehr Psychotherapie geleistet haben als alle lebenden Nervenärzte, und kein Geringerer als Oppenheim wies nachdrücklich auf die außerordentliche gesundende Kraft echten religiösen Erlebens hin. Alle diese und viele andere Umstände sind von größtem Werte und bewahren den Kritischen vor Einseitigkeit; es gibt Selbstgesundungen, besonders aus Entwicklungs- und Persönlichkeitskrisen.“ Der Vorsprung, den vermeintlich die grenz- oder außerchristlichen Bestrebungen vorweg haben, dürfte teils in dem exzentrischen Erleben einer kleineren Gemeinschaft, teils in der eifrigen Mitteilung, bzw. Übertreibung solcher Kreise seinen Grund haben. Wo stilles treues Christentum sich bewährt, ist noch heute und dauernd solch Wunder, d. h. eine Genesung über Bitten und Verstehen zu spüren.

Mit dieser Heiltechnik geht Hand in Hand die Heilethik (vgl. Titius, Psychiatrie und Ethik, sowie meine Besprechung in Zeitschrift f. angew. Psychologie Bd. 15, S. 142). Aus der Beurteilung krankhafter Zustände ergibt sich von selbst ein Verstehen und Verzeihen, ein Nach- und Vergeben, ein Zurechthelfen, wie es, um mit Kategorien der neueren Theologie zu reden, die Ethik der Gnade statt des Gesetzes an die Hand gibt. Vom Standort der Freud, Adler und Jung, um von Anderen zu schweigen, muß doch unwillkürlich Beurteilung und Betätigung des Andern und gegen den Andern, in dem ich Psychosen wenn auch nur mit subjektiven Symptomen beobachte, diametral anders sein als die Politik des Buchstabens und der Vergeltung (vgl. Adlers Aufsatzsammlung über Heilen und Bilden als Umschreibung von Psychotherapie).

Mag also Religionspsychologie, die im Grunde auch psychopathologische Zustände der Triebe, des Trotzig- und Verzagtseins zur Voraussetzung hat, sofern sie durch Religion überwunden werden können, mit der Psychiatrie als Psychopathologie wenig zu schaffen haben, die Psychotherapie kann alle Zweige der Gelehrtenrepublik sammeln; es soll dann aber ein bißchen demo- und nicht zu autokratisch hergehen.

2. Zur Strohmayerschen Formulierung von Thema und Fragestellung

Gerade in dem weiteren Rahmen solcher Vorbemerkungen wird die Anerkennung und der Dank gegen Strohmayer begründet, der seine Sonderdisziplin der Öffentlichkeit vorhielt, aber wohl auch die Notwendigkeit, seis in einer Personalunion von Psychiater und Seelsorger (auch religiösem, jedenfalls nicht bloß weltanschauungsmäßigem ohne die Tiefen der Emotionen), seis in einer Arbeitsteilung für die Psychotherapie die heilenden sowie Ersatz bietenden und bildenden Geisteskräfte der Religiosität herauszuarbeiten.

Die drei Fragengruppen, um die es sich in diesem unmaßgeblichen Nachwort zum gedruckten Referat handelt, bedeuten den Versuch, das Thema zu formulieren, das richtunggebend für Medizin und Theologie das künftige Zusammenwirken beeinflussen möchte, nicht aus irgendeinem Zufall oder Liebhaberei, sondern grundsätzlich, wie es James' Varietäten religiöser Erfahrung sowie die von einem Psychiater und meiner Wenigkeit begründete Zeitschrift für Religionspsychologie seinerzeit und jeder in seiner Weise versuchte. Ferner liegt die Frage nahe, ob dem Seelsorger nur in der zweiten von Strohmayer angedeuteten Reaktionsgruppe eine fördernde Einflußmöglichkeit oder nicht irgendwie und wie weit auch in der vorübergehenden und organischen Erkrankungsform zugestanden werden kann. Schließlich sind drittens — und das dürfte die Hauptfrage sein — freilich ebenfalls vorläufig, hier nur skizzenhaft die Mittel anzugeben, wie die religiösen

Begriffe und Methoden den medizino-psychologischen Tatsachen und Beurteilungen angeglichen, bzw. verfeinert und differenziert werden können: der historisierende Intellektualismus von biblischen Abstraktionen muß verflüssigt und geklärt werden.

Gefühl, Erlebnis, Wahn sind die drei Kategorien, die die gährenden Gedankenmassen unseres Gegenwartschristentums überblicken und eindämmen sollten. Dem bisherigen Verständnis liegt das Gefühl am nächsten, weil es Alles, damit aber wenig besagt. Ob nicht aber heute das Gefühl streng vom Affekt, dem explosiven Ausdrucksmittel der Gefühle — und die Ausdruckspsychologie spielt heute gerade auch in der Psychopathologie etwa der Hysterie eine große Rolle — oder richtiger von den Emotionen, Gemütsbewegungen zu unterscheiden ist? Girgensohn hat gute, aber noch nicht abschließende Klärungen in seinem „Seelischen Aufbau religiösen Erlebens" geboten, aber hier beherrscht noch zu sehr die Elementenpsychologie die Betrachtung, statt der Sprangerschen Strukturpsychologie des Erlebens, der Zusammenhänge der Persönlichkeit. Die Religionspsychologie in ihrer Gesamtheit muß aus der Verzettlung von Wunsch und Furcht sowie Bekehrung (die Runze eben in ihrer Loslösung von der Gesamtentwicklung noch als krankhaft ansieht) heraus zur Tiefenpsychologie der Entstehung und Entwicklung des Erlebens und Leistens fortgebildet werden. Wie die Mediziner durch ihre Wunsch-, Furcht- und Katharsispsychologie gute Beiträge liefern, so ist hier nicht zu vergessen der Pionier medizino-theologischer Psychologie, O. Pfister, der bei mancherlei Übertreibung und Unabgeschlossenheit seiner Darlegungen die Züricher Schule Jungs gut ergänzt und mehr Anerkennung verdient, als manche Mediziner zugestehen.

Gefühl findet heute seinen Oberbau im Leben, Erlebnis; das letztere wurde bisher umschrieben durch Erfahrung als das äußere Eingangstor in die Psyche oder durch Erkenntnis als die verstandesmäßige Verarbeitung der Erfahrung. Heute wird das Erlebnis in die Persönlichkeit projiziert und dieser neue Seelensitz umschrieben durch die Eigenschaften der Person, die eben persönlich sind. Person wird von W. Stern (Menschliche Persönlichkeit, Leipzig 1918) als Vieleinheit, Zweckwirken und Besonderheit dargestellt, und die Eigenschaften solcher Betätigungen und Ziele bilden die Persönlichkeit. Die Voraussetzung davon bildet das Erlebnis. Von solchen Grundlagen aus wird unser gesamtes Denken der Geistesdisziplinen beherrscht, der Medizin wie der Religiosität. Wo Störungen vorliegen, sinds Störungen der Persönlichkeit, die von dem durch Österreich in seiner Phänomenologie des Ich noch nicht zu lange autonom gesprochenen Ich gemäß klinisch-experimentellen Erwägungen zu unterscheiden ist. Wenn Freud in seiner neuesten Broschüre: Das Ich und das Es (Wien, Leipzig, Zürich 1923, 77 S.) das letztere dem Über-Ich zuordnet, so scheint er damit die Persönlichkeit zu treffen (vgl. auch Groddecks „Buch vom Es") und die Scheidung von höherem und niederem Ich sowie das Selbst.

Für die Psychiatrie könnte es bedeutungsvoll werden, ob das Ich in der dementia defekt ist oder die Persönlichkeit in der amentia; für die Religionspsychologie, ob die Erlösung der Persönlichkeit gilt und die Vergebung dem Ich. Joachim Wach, der literarisch erste Vertreter der Durchstrukturierung der Religionspsychologie in seiner mit beinahe zu viel Aufwand von Literaturkenntnis gebotenen Monographie über: Erlösung nach geisteswissenschaftschaftlicher Methode (eines Spranger) hat die Erlösung wohl nur vorläufig der Lebenssteigerung des Ich zugewiesen.

In solcher Persönlichkeit kann es an der Einheit fehlen, das sind Mängel der Entwicklung oder Konstitution der Kontinuität und Selbstbeherrschung: Spaltung, Störung, Schwanken unter Druck oder Steigerung, aber auch Mängel an Vielseitigkeit der Interessen: überwertige Ideen. Hierher gehört die Konfliktspsychologie eines Jung, Adler, Neutra, die Ausdruckspsychologie, deren Irrungen die Hysterie kennzeichnen, das defekte Gesundheitsgewissen im Widerstreben. Dem Allen stehen die Selbstschutzvorrichtung und normalen Symbolbildungen der Religiosität gegenüber, in die der Wahn abklingen kann behufs Überwindung. Neben der Vieleinheit steht entweder das normale Zweckwirken oder die Jungsche Ausdeutung der Neurose als Mangel an Pflichterfüllung des Alltags, ferner die Besonderheit des Temperaments, Standes, Gewissens, die durch Verdrängung geschädigt oder verkehrt wird. Für alle Formen und Zustände hat die Bibel klassische, typische Beispiele; der Übel größte sind Haß und Schuld, deren Psychologie von den außerordentlich um ihre Herausarbeitung verdienten Medizinern dem Theologen nicht vorenthalten werden darf. Der Wahn, der dem Gefühl und Erlebnis kennzeichnend hinzugefügt wird, ist doch wohl ein auch für Themastellung hier zu unbestimmtes Schlagwort, fast ein etwas rückständiges Requisit aus der Zeit, wo ein paar Halluzinationen die Psychiatrie beherrschten.

Für den Theologen ist die Psychiatrie zu weit und schwer, aber die konkreten Psychosen können ihm Anlaß werden, auch den Mediziner zu fördern und zu klären. Was Professor Strohmayer wollte oder mehr bot als ausdrückte, ist die seelische Störung der Persönlichkeit, die Mannigfaltigkeit der Psychosen in ihrer Gemeinsamkeit für die Arbeit des Mediziners und Religionspsychologen. In diesem Sinne kommen von Strohmayer gewiß auch die etwas älteren *) und mir unbekannten „Vorlesungen über Psychopathologie des Kindesalters" für Mediziner und Pädagogen in Betracht, aus denen sich vielleicht eine Ausbeute für die Psychographie und -pathologie des Gottes*kindes* finden läßt: die Persönlichkeit des Gottesmenschen, der sich völlig abhängig fühlt, ob von Gott oben oder subliminal wie bei James und Johannes Müller, ist konstitutionell heterogen von der des Weltmenschen, wie die Kindesseele sich nicht nur graduell, sondern qualitatio unterscheidet von der des Erwachsenen. Aus der neueren Zeit gehört neben dem von Strohmayer zitierten weitblickenden Jaspers hierher ein jüngerer Autor Dr. med. et phil. Schilder: Wahn und Erkenntnis, eine psychopathologische Studie, Berlin 1919, mit den Kapitelüberschriften: Zur Frage der Halluzination, Wirklichkeitsanpassung und Schizophrenie, Völkerpsychologie und Psychiatrie, Futurismus; derselbe, jetzt Privatdozent an der Universität Wien, bietet in demselben Verlag 1923 eine Monographie: „Seele und Leben, Grundsätzliches zur Psychologie der Schizophrenie und Paraphrenie, zur Psychanalyse und Psychologie überhaupt" mit Erörterungen über 1. Begriff und Sätze; 2. Körper und Welt; 3. Ethos und Neurose; 4. Zur Psychologie der Schizophrenie; 5. Zur Psychanalyse. Die Schizophrenie der gespaltenen Persönlichkeit, biblisch skizziert mit Hinken, Schielen, Streiten zwischen Fleisch und Geist, dürfte ein Grundbegriff zukünftiger Psychotherapie werden.

Es liegt mir aber gerade daran, Arbeiten von Psychiatern, die ins theologische Gebiet hineingreifen, zu empfehlen; hierher gehört besonders der Privatdozent für Psychiatrie Dr. W. Jacobi an der Universität Jena. Er führte sich ein durch die Doktordissertation: Zwangsmäßiges im dichterischen Schaffen Goethes (psychiatrisch-kritische Studie, Langensalza 1915), eine durch ebenso große philologische Akribie als ruhige Sachlichkeit ausgezeichnete Arbeit, deren gediegene Eigenschaften in spezifisch-theologischen Arbeiten über Ekstase der alttestamentlichen Propheten, München 1920, sowie über „Stigmatisierte" als Beiträge zur Psychologie der Mystik, ebenda 1923, sich weiter bewähren. Völlige Stoffbeherrschung und vornehme

*) Eine zweite Auflage vom Jahre 1923 im Verlage von J. F. Bergmann in München fand kürzlich anerkennende Besprechung.

Zurückhaltung, der man das warme Interesse für die Sache abspürt, lassen es als Ehrenpflicht erscheinen, daß dieser theologisch interessierte Psychiater mehr eingeführt werde in die Theologie, um diese zu beraten und zugleich seine Spezialdisziplin zu bereichern. Das Grundproblem, um das sich diese Erörterungen drehen, ist das ewig alte der Menschheit, nämlich des Verhältnisses von Leib und Seele. Halluzinationen in Wach- und Traumvisionen, sowie Auditionen, Zwangshandlungen, Symbolhandlungen, Beziehungen zur Hysterie, das sind die Fragen, auf die das literarische Tatsachenmaterial der Bibel eine Antwort bietet; wenn die tiefe, wirkliche Religiosität als die intensivste Geistesmacht das Licht ist, in dem das ineinandergeschobene Verhältnis von Leib und Seele geklärt wird, dann wollen wir dankbar sein, wenn dasselbe in so unvoreingenommener, echt sachlicher Form geschieht. Ähnlich wird die Stigmatisation bezüglich ihres geschichtlichen Vorkommens, der Dauer, Gestalt ihres Erscheinens geprüft und schließlich in einer psychologisch-medizinischen Deutung der Phantasie eine plastische Kraft an der Hand anderer Autoren zugewiesen. Wenn aber im Fall der Stigmatisation mehr Anschauung als Phantasie vorliegt, so stimmt das vielleicht zu den Anschauungsforschungen von Professor Jänsch in Marburg für ihre zuweilen obnormen Folgeerscheinungen, die gewisse infantile und wir können etwa hinzufügen hysterischen Zustände kennzeichnen. Wenn man die Monographie über Stigmatisation im Lichte der Ergebnisse aus dem Hysteriengebiet (vgl. den bereits zitierten Aufsatz von Schultz) liest, dann kann man mutatis mutandis manche Seiten von Schultz in die Ausführungen von Jacobi übertragen. Es liegt ein krankhafter Imitationsvorgang bei der Stigmatisation nahe, dem eine angeborene Krankheitsbereitschaft zur Seite gehen mag. Das wäre eine pathoplastische Auslösung, die sonst in organischen Defekten beobachtet wird, aber doch auch den Rückschluß gestattet für die günstige Beeinflussung von intensiven Emotionen, wie es die Religion ist, auf den somatischen Organismus mit restitutiv-regulativen Heilprozessen der Psychotherapie.

Von der Hysterie aus, aber auch von dem Ausdrucksdrang derselben zu autosuggestiven Auswirkungen kommen wir ins Biologische, besonders Vasomotorische, wie wir denn aus älterer und neuerer Zeit klassische Fälle von Hautveränderungen, insbesondere Blasenbildung, zum Teil mit nachfolgenden, oberflächlichen Narbenformen von Blutergüssen kennen. Hier mag die Grenze liegen zwischen rechtem Mitleid und Fällen, wo unser eigenes Leben in das Nacherleben eines Anderen so hineingerissen wird, daß wir gar nicht mehr selbst zu leben scheinen (Scheler bei Schultz, S. 251: reaktiver Lebenstypus, übrigens auch bei Paulus von Tarsus *). Hier mag keine Zweckreaktion, Mimikryformung oder Schutz- und Symbolbildung vorliegen, es genügt die Ausdruckspsychologie mit ihrem künstlichen Übermaß, bei der nach Klages die Urannahme eines festen Bandes zwischen seelischen und gewissen somatischen Vorgängen bleibt; manche Inkongruenz von Bewußtseinslage und (späterer) Bewußtseinslage ist dabei nicht zu leugnen. Wenn sonst Ideen assoziert werden, so hier Anschauung und Form-Gestalt.

3. Grenze von Medizin und Religion?

Nur die eine Gruppe seelischer Erkrankungen in Reaktionsstörungen soll nach Strohmayer auf dem Wege der Verdrängung (Hysterisierung), der Affektverhaltung (überwertige Idee) und Affektprojektion (sensitive Wahnbildung) erörtert werden; diese mehr neurotische Gruppe untersteht aber nicht sowohl dem Psychiater im traditionellen Sinne als vielmehr dem Psychotherapeuten, wie denn die Freud, Adler, Jung und viele Andere nicht Psychiater sind und sein wollen. Hier begegnen sich medizinische und religiöse Psychologie, und so gewiß als der seelische Organismus des Patienten einheitlich ist und werden soll, so gewiß hat die Religionspsychologie nicht bloß das Recht, Kenntnis zu nehmen von dem Stande oder Zustande des Patienten, sondern auch die Pflicht zu helfen, zu erziehen, zu klären, zu fördern. Weltanschauung, die bisher hier genügen sollte, hängt nur in der Luft, wenn sie nicht in Emotion verankert ist. Gerade diese wird von der Tiefenpsychologie der Freud usw. aufgedeckt; die Psychiatrie als solche läuft Gefahr, mit Bädern und Pillen sich zu begnügen, wenn sie nicht eine heilsame Ergänzung in der Psychologie der Religion, Musik, Arbeit sucht. Aber die somatische Behandlung dürfte in solchen Fällen ebenso zufällig sein, als es die Seelsorge sein soll. Wenn es nach maßgebenden Urteilen wie denen von Schultz schwer ist, den Krankheitsverlauf voraus zu bestimmen, so muß doch die rechte und gehörige Dosierung des Bibelworts aus dem Menschheitsbuch in der natürlich-gesunden Mischung kräftige Heilwirkungen mit sich bringen.

Wenn einzelne Theologen in der Bibel für den vorliegenden Zweck zu sehr die religiösen Momente statt der lebenskundlichen Motive hervorhoben, so kann bei den Vielseitigkeiten der Interessen, die in der Bibel zum Ausdruck kommen, daraus kein grundsätzlicher Einwurf entstehen, so wenig als der Mißgriff eines Arztes im Haushalt der umfassenden Chemie Grund ist, die Medizin abzuschaffen. Für die dritte Reaktionspsychosengruppe hat Strohmayer selbst die Theologie zur Hilfe oder Kenntnisnahme aufgefordert, dagegen für die Veranlagungs- und Intoxikationspsychosen (sit verbo venia) soll allein die Psychiatrie zuständig sein. Bei den fließenden Grenzen der einzelnen Gruppen, bei der Schwierigkeit die Psychogenese aufzudecken, ist die Einteilung Strohmayers überraschend und interessant, aber vielleicht irreführend. Wenn eine nötige Klassifikation gesucht wird, dann wäre die Aufzählung einzelner Krankheitsgrundformen vielleicht erwünschter, zu denen die Religionspsychologie Stellung nehmen soll. In solchen ungeklärten Fragen und Aufgaben der Arbeitsgemeinschaft zwischen Arzt und Seelsorger ists mindestens gewagt und ein Erbstück des bisherigen, von namhaften Vertretern der Medizin überwundenen Materialismus, die Mitarbeit der Religionspsychologie fast abzulehnen. Die Individualpsychologie eines Adler mit ihrer grundsätzlichen Psychographie des homo sapiens als eines zwischen Ichsucht und Entmutigung (vgl. das trotzige und verzagte Herz des Propheten Jeremias) schwankenden Organismus fordert die Religionspsychologie, die bisher ziemlich schweigsam vorüberging, geradezu heraus; die Kompensations- (Ausgleichs-) erscheinungen von Adler und anderen, namentlich Persönlichkeitspsychologen rufen vollends manchen Widerspruch gegen Einteilung und Darstellung der Gruppenbilder von Strohmayer heraus. Jungs psychotherapeutisches Heilmittel aus der sittlichen Hausapotheke der Alltäglichkeit, nämlich die nächste Pflicht des Alltags zur Prophylaxe für Neurosen zu erfüllen, ist doch wohl gerade für die Veranlagungspathologie ein ernster Wink gegen Strohmayer (vgl. Geyerstam, Psychanalyse der Züricher Schule

*) Mit ziemlichem Bedauern beobachtet man, daß in der neueren Paulus-Literatur bei Autoren und Rezensenten statt der neurotisch-psychologischen Struktur die logizistische Synthese noch eine ziemliche Rolle spielt. Man ist immer noch von dem Vorurteil befangen, als ob es eine Schande sei, Neurotiker zu sein. Nur das ist ein Schaden, wenn ein Neurotiker widerstrebt, die Neurose nicht zu überwinden sich müht. Was hätte Leisegang in seinem: Paulus als Denker für dringend nötige Aufschlüsse uns geben können, wenn er statt der leidigen Methode der inneren Form vom emotional-neurotischen Denken aus die echt neurotischen Gegensätze: Sterben und Leben, Gesetz und Evangelium, Sünde und Gnade beleuchtet hätte; ein Aufsatz wie der in der Adlerschen Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie, Arbeiten aus dem Gebiete der Psychotherapie, Psychologie und Pädagogik, November 1923: Birnbaum, Denkakt im Lichte der Individualpsychologie, bedeutet wenigstens einen Anfang. Vgl. zu obigen Begriffspaaren das Adlersche: Junctim in seiner soeben in 2. Auflage erschienenen: Theorie und Praxis der Individualpsychologie.

in Zeitschr. f. Psychotherapie und medizinische Psychologie, Bd. 3, S. 64).

Aber für eine Andeutung müssen wir Strohmayer recht dankbar sein, daß nämlich für die angewandte Psychologie, zu der die Psychotherapie gehört, ein viel ernsteres Interesse in den führenden Kreisen unseres Volkes erweckt werden muß. Psychiater, Seelsorger, Pädagogen, Richter müssen sich befruchten und befruchten lassen in einer engmaschig auszubauenden Gesellschaft für angewandte Psychologie. Widerstreben ist ja das erste und schlimmste Hindernis unserer Volksgenesung, auch in der Demokratie der Gelehrtenrepublik, wo eine Einzelfakultät immer noch dies oder jenes Privileg von Wissen und Können beansprucht. Die zahlkräftigen Industriewerke mögen Berufspsychologen nicht nur für einen Beruf (heute auch für den bei der Häckselmaschine) anstellen (vgl. H. Sachs, Träger der experimentellen Eignungspsychologie, Heft 25 der Schriften zur Berufseignung, Leipzig 1923), sondern durch solche Anstellung veranlassen, daß die weitverzweigten Interessen der angewandten Psychologie beraten, angeregt, gefördert werden. Die Badeorte, die Innere Mission mit ihren Randgebieten der Jugendgerichtshilfe dürfen nicht auf die Dauer ohne Beratungspsychologie bleiben. Nur durch solche Maßnahmen werden die Interessenten über einen gelegentlichen Vortrag oder Aufsatz hinaus fortgebildet, namentlich wenn auch endlich in das Lesebuch und den Naturkundeunterricht der Volksschule geeignete Beiträge zur elementarsten Psychologie aufgenommen werden. Freilich muß die psychologische Orientierung auch noch mehr, als es in dankenswerter Weise schon geschieht, bei dem Nachwuchs der praktischen Ärzte geschehen.

4. Zur Psychologisierung biblisch-personhafter Begriffe

Die Hauptarbeit der dritten Frage liegt bei jener Zukunftsgesellschaft für angewandte Psychologie, der auch die Ausgestaltung der neuen Ethik angelegen sein müßte. Die Lebenskunde der Tat ist heute ziemlich üblich. Nach dem Fiasko der intellektualistischen Volkshochschule schießen wie Pilze aus der Erde Bücher und Versammlungen, in denen Autoren in Anlehnung an ihre bisherigen Bestrebungen ein neues, richtiges Leben der Weisheit empfehlen: Br. Bürgel von seiner Astronomie aus, Francé von der physiologischen Biologie, Graf Keyserling von seinen Reisen, Johannes Müller von seinen religiösen Interessen aus, Ostwald vom Monismus seiner Energetik aus den Monismus seiner Weltanschauung, müde geworden im Materialismus seiner Naturwissenschaft: alles Psychotherapie in unserem neurotisch-behafteten Geschlecht, schließlich auch Spengler von seinen Geschichtsstudien aus mit seinem Untergang des Abendlandse, von dem, wie man sagt, fast gar nicht im Buche selbst die Rede ist. Wirklich wissenschaftliche Psychotherapie kann jedoch nur von der Persönlichkeitspsychologie aus erreicht werden, nicht von irgendwelcher Anlehnung an Liebhabereien oder Voreingenommenheiten.

Von dieser hohen Warte muß die Psychotherapie auch die biblische Psychologie mit ihren veralteten, abstrakten „Trieben und Lüsten", die doch in infantile Zustände hineinleuchten, erweichen, erklären, kurz das Seelenbild der Bibel, das verhängnisvoller, einschränkender wirkt als ihr viel verdächtigtes Weltbild. Aber bei der Umrahmung der Lebenskunde, auf welch letztere es der Bibel ankommt, mit Seelenkunde früherer Anschauungen wird so leicht auch diese Lebenskunde verzeichnet und mißverstanden.

Man hat das Erlebnis öfter so dargestellt, als ob nur ein gewisser Zusammenhang gegeben sein müsse; aber soll ein normales, tieferes Erlebnis zustande kommen, das nicht verdrängt, nicht in überwertiger Idee abreagiert oder im Ich-Wahn verflüchtigt wird, so bedarf es des Erbgutes der Menschheit im Kampf ums Dasein, der Religion, die in weiser Seelsorge und religiöser Selbsterziehung normal alle Stockungen, alle Hypo- und Hyperstörungen abklingen lasse, nicht nur um das Individuum, sondern auch die Rasse emporzubilden und immer mehr alle Gefahren auszuschalten.

Der Schwerpunkt des Themas liegt in der Frage, wie die Leistungspsychologie der Religiosität darzustellen ist, d. h. die heilenden, bildenden, wachstumsfördernden Einflüsse religiösen Erlebens auf den psychophysischen Organismus. Bisher erging sich die Religionspsychologie als solche in der Darstellung des Zustandes, der Entwicklung und Entstehung, der Ausdrucksformen der Religiosität. Wenn man schon immer nach einer geeigneten Einteilung der Religionspsychologie gesucht hat, so dürfte die Erlebnis- oder Persönlichkeitspsychologie neben der Leistungspsychologie in Erziehung, Heilkunde und Lebenskunde nicht nur einen Wink geben für Aufbau und Arbeitseinteilung der Religionspsychologie, sondern auch zur Befruchtung weiter Kulturgebiete durch die Religiosität. Vorarbeit ist auch hier ziemlich spärlich und unzulänglich. Österreich in seinem Philosophischen Vortrag der Kant-Gesellschaft über Religiöse Erfahrung als philosophisches Problem, Berlin 1915, dürfte nicht genug psychologische Orientierung gesucht haben, jedoch hat Joh. Volkelt in „Religion und Schule" der Philos. Zeitfragen, Leipzig 1919 brauchbare Abschnitte, wenn nicht zu einer Psychotherapie der Religion, so doch zu einer psychologischen Fundamentierung der Psychotherapie geboten, wie die Abschnitte Religion und Seelenleben des Kindes, Religion als wesentlicher Faktor der Erziehung usw. Hierher könnte man auch heute noch von James die „Ansprachen an Lehrer" über „Psychologie und Erziehung", Leipzig 1908, rechnen. Was hier über Bewußtseinsstrom, handelnden Organismus, Notwendigkeit der Reaktionen usw. angedeutet ist, kann wohl auch in der Persönlichkeitspsychologie der Religion verwendet werden. Für die Lebenskunde ist ohne Zweifel Dr. Johannes Müller nicht zu unterschätzen, weniger wegen seiner nicht geklärten Psychotheorie, als wegen des seelischen Verständnisses der Zusammenhänge zwischen Religion und Leben oder Menschenwürde in Entwicklung, Störung und Ausweitung.

Der einigende Untergrund ist die Persönlichkeit, diese Gestaltung von Eigenschaften zu einer Person: Gestaltung ist heute für Lebenskunde und Psychotheorie das Grundmotiv. Was nun die Persönlichkeit stört, spaltet, hindert, sucht den festen Halt, den die Religiosität als Abhängigkeitsgefühl, Einstellung, Glaube bietet. Ob wir Gott oben oder in subliminalen Sphären finden, wenn nur ein Zentrum gegeben ist, das Sicherheit, Einheit, Zielstrebigkeit und Ausgestaltung der Sonderart bietet. Man möge die Krankheit nicht als etwas Zufälliges, Äußerliches, Sachliches ansehen, sondern eben als etwas gleichzeitig Persönliches, Geistliches in Verschuldung und Heilung; dann wird gerade die Religion, die neben der von Freud genug betonten Sexualität mit ihren starken somatischen Trieben als intensivster seelischer Trieb nicht genug betont werden kann, Heilkräfte auslösen, die alle andere Therapie in den Schatten stellt. Mag die Bibel mit ihrem Seelenbild von Trieb, Lust, Hoffart dies mit ihren Bildern und Gleichnissen nur andeuten, so kann das nur Anlaß werden, den Trotz und die Verzagtheit des Menschenherzens nach Adlers Rezepte zu präzisieren, differenzieren. Nichts kommt den Störungen der Psyche so entgegen als die psychisch-urgesunden Heilkräfte der Religiosität, die für Stumpfheit die Beweglichkeit, für Flucht und Fluß der Psyche die Sicherheit, für ungeordnete Triebe Maß, Richtung und Rhythmus bietet. Der Irrtum früherer Theologie mag die theozentrische Darstellung gewesen sein, als ob Gott etwas für sich wolle und brauche; die psychobiozentrische Therapie muß die Grundlage *) sein, auf

*) Gern erlausche ich aus den Volkstorheiten den Wink für unsere Arbeit: „Religion ohne Zweck", d. h. erst Lebensgestaltung empfehlen, die dann nicht ohne die persönlichste Person, Jesus sich vollzieht.

der dann Anbetung und Andacht das Alles überwölbende Dach bilden. Luthers grundsätzliche Theologie von Vergebung, Leben und Seligkeit ist verschüttet durch allerlei Theoreme, die nicht wirklichkeitsangepaßt erscheinen. Der Mensch braucht, hat, erwartet und empfängt Alles, ist der Patient, der in allen Ecken und Fasern einen Heiland, einen Seelenarzt aufsucht, aber widerstrebt. Was die Theologie nötig hat, ist Psychotherapie, und was die Psychotherapie braucht, ist das Eine, was not tut, Religion der umfassendsten Therapie.

Altjeßnitz Gustav Vorbrodt

Dichter und Bühne

Vgl. Nr. 20/21, 27/28, 29/30, 33/34

Wenn ich in folgenden Darlegungen einige Male bei meiner eigenen Dramatik anknüpfe, so versiehe man das nicht falsch. Es erleichtert einem Autor die Aufgabe, die er sich stellt (: Dinge der Kunst klarzulegen), wenn er es im Zusammenhange mit seinen eigenen Schöpfungen tun darf, d. h. wenn er die Parallelität von Denken und Intuition zeigen darf. —

In Shakespeares Dramen wechseln oft „Vers" und „Prosa" miteinander ab. Eine Reihe deutscher Klassiker schrieben sowohl Dramen in Versen wie Dramen in Prosa. Bei heutigen Dichtern ist es ebenso.

Was bedeutet das? Als ein Dichter, der sowohl Versdramen wie Prosadramen schrieb, darf ich dazu wohl etwas sagen — vom rein dichterischen Standpunkt aus; und zwar Grundsätzliches, was vielfach im Publikum noch nicht deutlich gesehen wird. Nämlich, daß es für einen Dichter einen Unterschied zwischen „Vers" und „Prosa" im alten Sinn (wie ihn die Schulen lehrten und zum Teil noch lehren) nicht gibt. Als Dichter hat man ein Ziel, eine Aufgabe: das Werk in der Sprach vollendung zu schaffen, die bei diesem jeweiligen Werk die rechte und allein mögliche ist. Für mich und für den, der zu lesen weiß, sind also alle meine Dramen (und es ist bei allen andern dramatischen Dichtern so) in dichterischer Sprache geschrieben, auch die, in denen die Personen sogenannte Prosa sprechen. Auch diese Sprache ist Dichtung, d. h. sie ist rhythmisch.

Diese Einheit des dichterischen Worts, dichterischen Ausdrucks wieder hergestellt zu haben, sie aufgedeckt und nachgewiesen zu haben — vor allem in seinem enormen Sprachkunstwerk selber, aber auch in tiefgründiger Abhandlung — ist das Werk des Dichters Otto zur Linde. In meinen Dramen lege ich nun großen Wert darauf, daß die Sprache, der Versdramen wie der andern Dramen, rhythmisch bewertet wird, und daß sich die Schauspieler bewußt sind, daß die dichterische Sprache meiner Dramen irgendwie im rhythmischen Sprechen sich spiegeln muß. Und ich glaube, daß es auch das rhythmische Spiel beeinflussen wird und darf.

Von der Handlung will ich später reden und hier das Sprachproblem des Dramas einigermaßen erledigen. Denn es liegt mir daran, Blick und Verständnis von der Sprache und von den Worten der handelnden Personen aus zur dramatischen Handlung hinüber zu führen.

*

Bei Gelegenheit seiner „Semiramis" macht Peladan darauf aufmerksam, daß sein Drama ein rhythmisches Sprachkunstwerk sei, das er als eine „Partitur" genommen wissen wollte, und daß dementsprechend der Stil der Aufführung zu finden sei.

Ich habe in diesen Worten, die ich 1921 zum ersten Male las, eine Bestätigung dessen gefunden, was ich Jahre zuvor unabhängig von Peladan (den ich noch nicht kannte) in meinen dramaturgischen Aufsätzen geschrieben hatte und was in einigen Kapiteln und Aufsätzen meines Buches „Zum Drama und Theater der Zukunft" vorliegt; was aber schließlich vor allem in meinen Dramen praktisch vorliegt. Ich habe — nicht als Einzelner, sondern mit Anderen und im Bewußtsein der Zeit und im Verfolg eines Schicksalsweges der deutschen Kunst und vor allem des Dramas — in meinen Bühnenwerken die zwingende Einheit und Übereinstimmung von Sprache und Geschehen herstellen wollen und auch hergestellt.

Wenn ich dann noch in einem Kapitel meines genannten Buches, in dem Abschnitt „Das Schauspiel mit Musik" darauf hinweise, daß im modernen Drama immer mehr und immer häufiger eine Verbindung von Dichtung und Musik sich ergibt, deute ich damit einen Teil des Weges schon an. Aber ich meine noch mehr:

Die dichterische Struktur des Dramas an sich und in sich wird immer mehr und immer stärker musikalisch. Die Regie vieler moderner Stücke muß dies herausholen und berücksichtigen. Das Schauspiel ist nicht nur ein Schau-Spiel, sondern auch ebenso ein Hörspiel. Wir hätten das schon von Kleist und Hebbel, um nur zwei markante Namen zu nennen, wissen können, hätten das Geheimnis einer musikalisch orientierten Regie auch von Peladan, aus Stücken Strindbergs (wie Traumspiel, Schwanenweiß) wissen müssen; fangen aber eben nun erst — wir müssen uns damit abfinden — an, es zu begreifen.

Wenn ich sage, das Schau-Spiel wird auch Hörspiel, muß und darf das nicht dahin verstanden werden, als befürworte ich eine Dramatik, die etwas grundsätzlich Anderes ist als was bisher und seit Jahrhunderten Drama hieß. Es wird nur eine Seite, die bislang im Drama und mehr noch in der Regie nicht genug zur Geltung kam, betont. Alle dichterischen Dramen haben mehr oder minder schon auch Hörspiele sein wollen; sind es aber meist nicht genug gewesen — teils aus ihrer dichterischen Struktur heraus, teils aus Gründen der Regie heraus, d. h. aus Gründen der im Laufe der Zeit geltend gewesenen Darstellungsstile heraus. Wie Peladan sagt: Es muß begriffen werden, daß mein Werk (Semiramis) eine Partitur ist, die man erst einmal lesen können muß, um sie auch richtig zur Ausführung zu bringen — sagen auch heute andere Dichter: Unsere Dramen sind Partituren. Was folgt daraus?

Vielerlei. Aber nicht, daß das Wesen des Dramas verbogen wird in solchen Dramen. Wer die Partituren solcher Werke, die zugleich Schau- und Hörspiele sind, lesen kann, der wird sehen und sieht, welche dramatischen und auch Bühnenwirkungen in ihnen liegen. Voraussetzung für jede Aufführung sollte sein: die Erkenntnis, daß dem so sei, und die Erkenntnis, wieso die Regie, die an solche Stücke gewendet wird, musikalisch eingestellt sein muß. Vor allem: das Wissen eines bislang viel zu wenig in der Regie moderner Dramen beachteten Moments, daß nicht nur die hinter und unter den Worten, dem Text, liegende „Handlung" zu spielen ist, sondern daß auch das ganze dichterische Wortgefüge mit zu spielen sei (nicht anders wie eine Symphonie). Daß ein Drama, je dichterischer es sei, je weniger an Bühnenwirksamkeit habe: mit diesem Aberglauben wird wohl bald aufgeräumt sein. Strindberg ist hier ungeheuerer Pfadfinder und Wegweiser gewesen. Wir haben ältere Dramendichtung ganz neu lesen und spielen gelernt und haben Wirkungsmöglichkeiten entdeckt, die man vordem nicht wußte. Die Beispiele weiß jeder Bühnenfachmann selber. Man bringt heute Dinge zur Geltung und Gestaltung und damit auch zur bühnenmäßigen Wirksamkeit, die man vordem für „unmöglich" hielt.

Eins der wichtigsten Momente in moderner Dramenregie ist die Erfassung und Herausstellung der verschiedenen Tempi in den verschiedenen Akten. Und nicht nur die Akte untereinander haben verschiedene Tempi, sondern auch innerhalb der Akte gibt es meist verschiedene Tempi. Daneben auch noch die verschiedensten Crescendo, decrescendo, forte und piano! — Der Regisseur wird sich in der

Folge ganz gewiß an solche Bezeichnungen und Termini erinnern und mit ihnen eine Zeichensprache haben, in der er sich mit seinem ganzen Personal und künstlerischen Genossen verständigen kann.

*

Diese Verständigung geschieht, wie ich schon in einem Aufsatz in den „Weimarern Blättern" im vergangenen Jahre sagte, zweckmäßig so, daß der Regisseur am besten vor Beginn der ersten Probe alle am Stück beteiligten Menschen um sich versammelt und mit ihnen den Geist, den Gehalt, neben dem Inhalt des Stückes, sowie dessen dichterische und musikalische Struktur bespricht. Auch das Szenische. Daß in solchen Besprechungen der allgemeine Charakter des Dramas und demgemäß der Charakter der Darstellung gefunden wird, wobei der Spielleiter, wie sein Name sagt, Leiter und Anreger sei — ohne es seinen Mitarbeitern zu verwehren, Ideen zu äußern, wenn sie sie haben.

Wichtig aber vor allem die Tempi, in denen die verschiedenen Szenen und Stationen des Dramas zu spielen sind. Was allein hierdurch an Wirkungen aus modernen wie älteren Stücken herauszuholen ist, das wird man erst noch sehen, wenn man hierauf mehr als bisher sein Augenmerk richtet.

Wichtig ferner die Unabhängigkeit des Regisseurs von Mode, Kunstdogma und literarischer Einseitigkeit. Jedes Werk, nicht nur jeder Dichter, jedes Werk verlangt seinen „Stil", der allein aus dem Geiste des Dramas gefunden werden kann. Nicht einmal aus den Regiebemerkungen des Dramatikers kann er immer mit Sicherheit gefunden werden. Denn es wäre z. B. durchaus denkbar, daß ein Dichter irrt, daß er beispielsweise in den Regiebemerkungen wirklichkeitsgetreue oder naturalistische Anweisungen gäbe, daß aber der dichterische Charakter seines Werks ein Spiel nach der traumhaft-visionären Seite nötig machte. Das ist nur ein Beispiel, Jeder kann sich andere machen.

Nur durch tiefstes Hineinhorchen in das Werk des Dichters sind Stil und Darstellung, Stil im ganzen Gefüge der Aufführung wie im Spiel des einzelnen Darstellers zu erfühlen. Nur durch tiefstes Erhorchen des Dichters ist aber auch die Handlung selbst zu fassen.

Wir sehen ab vom Sensationsstück. Da zeigt sich dem klaren Blick gleich ein Unterschied zwischen dem Theaterstück und dem dichterischen Drama. Das Theaterstück (auch wenn es in seiner sogenannten Handlung unwahrscheinliche Momente hat), will wirklichkeitsnahe sein: will durchaus in der Zeit stehen. Da ist ein Gutsbesitzer und sein Sohn, sie lieben beide dasselbe Weib, das kann natürlich nicht anders gespielt werden, als wenn es in Wirklichkeit so vorkäme. Die Handlung ist derart, als könne sie einmal, so unwahrscheinlich sie ist, in einer Umgebung vorkommen. Ein Arzt, der einen heldischen Kampf um sein Gewissen und seine Existenz führt, ein Mädchen, das ein uneheliches Kind bekommt und zu Grunde geht — Dinge, die auf der Existenzbasis sich bewegen, auf der auch unser materielles Leben sich vollzieht. Hält man dagegen: Herodes und Mariamne, Genofefa oder sonst ein Drama eines Dichters: leuchtet sofort ein, daß das auf einer andern Basis vor sich geht. Da weiß Jeder, daß er solchen Dingen nicht alle Tage im Leben begegnen mag, ja, daß es schon unmöglich ist, Herodes Geheimrat So und so, ja noch nicht einmal Fürst oder Herzog So und so zu nennen. Woran liegt das? Nur daran, daß in solchen Dichterdramen eine Handlung ganz anderer Art sich abspielt. Nicht die Handlung der Art: Wissenschaftler So und so hat eine Erfindung gemacht, die ihn zum größten Mann der Zeit stempelt, wenn er sie überzeugend darzulegen weiß; es setzen aber die Intriguen seiner Gegner und Feinde ein, aus den und den Gründen, oder: der Schriftsteller So und so, eigentlich ein ganz berühmter Dichter, lebt bis dahin in ganz glücklicher Ehe; es tritt aber ein neues weibliches Wesen in seinen Gesichtskreis, das ihm zunächst nur seelische Freundin werden will, ihm aber allmählich unentbehrlich wird — kurz: Handlungen, die an sich gar nichts geistig Problematisches haben, sondern sofort dem, der zu lesen und zu schauen weiß, klar sind, wenn sie auch den doppelten Ausgang nach der guten oder bösen Seite offen lassen (der in der mächtigen Hand des Autors beschlossen liegt), Handlungen, die nur das Sensorium des Menschen angehn, und nur dies alterieren, höchstens den Teil der Nerven, der auf das Sensationelle abgestimmt ist; Handlungen, bei denen alles im eigentlichen Sinne seelische und geistige Leben nicht nötig ist — man sehe sich die Dramatik des Naturalismus und des modernen Sensationsbedürfnisses an, wie da ein grundsätzlicher Unterschied ist zwischen Handlung in dem angedeuteten Sinne und zwischehen abspielt, gewissermaßen die Spiegelung des ungeschieht auch etwas „Wirkliches", aber dies Wirkliche steht auf einer ganz anderen Ebene: es interessiert uns in ganz anderer Weise und zwar deswegen, weil da nicht nur Vitalität sich abspielt (mit Einschluß niederen Gefühlslebens, sondern in und über der Vitalität (Menschen wie Herodes und Mariamne sind auch vital, aber darüber hinaus noch viel mehr) sich ein zweites Sein und Geschehen abspielt, gewissermaßen die Spiegelung des unteren in einem höheren Lichte. Ein solches Geschehen kann man sehr schwer in andere, kürzere Worte übersetzen, man kann sehr schwer eine „Inhaltsangabe" davon machen — weil ja das Drama selbst in allen Worten aller handelnden Personen die richtige Inhaltsangabe ist und, weil dieser Inhalt und dies Geschehen ja im Grunde ein doppeltes ist: das Geschehen, das auf der Bühne vor den sinnlichen Augen abrollt — Ruf, Schlag, Zornausbruch, Kampf, oder was es sei, sind der sinnliche Ausdruck — und das Geschehen, das hinter all diesem, hinter Wort und Schlag und Ruf und Kampf, hinter Auftritt und Abgang, hinter Freudesruf, Umarmung, Kuß, hinter feindseligem Ausbruch usw. usw. sich abspielt: in den Herzen und in den Gedanken der Menschen. Dieses Mehr sichtbar zu machen über, hinter dem äußeren Geschehen, ist das Wesentliche und Eigentliche des Dichters, der mehr sein will als ein kluger Theaterstückbauer, als ein kluger Routinierter, der weiß: so und so hetze ich die Parteien aufeinander, so und so lasse ich sie einander nahekommen, entferne sie voneinander und lasse endlich die Explosion eintreten — alles das lediglich als ein rein sinnliches Spiel auf der Bühne von allem Anfang an bloß erdacht! Erdacht sage ich, denn ein solcher Autor weiß, wie alles kommen muß und wie es ausgehn muß, von allem Anfang an. Ehe ers nicht weiß, setzt er sich eben zum Schreiben nicht nieder! Während der dramatische Dichter in so vielen Fällen gar nicht weiß, wie der Kampf und das Problem, mit dem er den ersten Akt eröffnet hat, weiter gehn wird, wenn er nun an den zweiten Akt kommt, und wie es weiter und weiter und ausgehn wird, wenn er zum dritten, vierten und fünften Akt kommt, oder wieviel Akte nun so ein Drama bekommen mag (auch das mag sich bei manchem Dramatiker erst im Laufe der Arbeit am Drama herausstellen). Hebbel hat uns das klar dargelegt, daß er so schaffe.

Also um kurz zu wiederholen: es muß in der Dramatik der Dichter mehr gespielt werden als die sinnfällig äußere oder äußerliche Handlung. Schon wer das grundsätzlich festhält, der wird auf immer neue und neue Gedanken kommen.

Nicht aber meine ich, daß das dichterische Drama an eigentlicher Dramatik wenig zu enthalten brauche, ich meine sogar: Soviel als irgend möglich, soll es enthalten. Aber es muß gesehen werden, daß ein Dichter nicht platt sein kann wie ein Sensationsstück, und daß sein Bühnengeschehen und seine Bühnenwirksamkeit nicht immer dem sensationellen Drama ähnlich sehen werden. Aber sie müssen da sein. Aufgabe der Spielleiter ist, sie

zusehen. Und hier setzen nun leicht Irrtümer ein. Der landläufigste und häufigste ist der:

Der Dichter hat in und neben seinem eigentlichen Bühnengeschehen starke Stimmungsintensitäten, die nennt man landläufig „lyrische Stellen". Führt nun ein Theater ein dichterisches Drama auf, liegt der Gedanke nahe: Wenn wir unserm Publikum schon literarisch und dichterisch kommen, lassen wir auch die „dichterischen Stellen" recht tüchtig herausstellen. Ich habe dies bei meinen Dramen am eigenen Leibe erfahren: die sogenannten lyrischen Stellen, im Grunde nur starke Stimmungsverdichtungen neben oder im Geschehen, in der Handlung, werden zur Hauptsache, zu breit, werden oratoriummäßig betont (oft noch oratorisch falsch) und fordern die Kritik zum üblichen Einwand heraus, der Autor ist im Grunde „Lyriker". Während in Wirklichkeit, z. B. in meinem Drama „Das Antlitz des Todes", zweiter Akt, die Festszene mit den Liedern vom Tod möglichst schnell und traumhaft visionärschattenhaft in raschem Tempo abrollen muß, bis zu den dramatischen Ausbrüchen, wo die Herzogin als „Antlitz des Todes" in die Mitte stürzt und ihre unheilbare Brust aufreißt, alles vor ihr flieht und der Herzog den letzten Kampf mit ihr kämpft. Oder wie in den „Sechs Schwänen" die starke Stimmung der Wald- und Schlafszene der Prinzessin im ersten Akt, so wirksam das sein kann, nicht zu breit ausgesponnen werden darf. Kurz, auch im dichterischen Drama ist die Handlung, als das Sinnfällige, möglichst einheitlich und zusammenhängend herauszuarbeiten, alle Stimmungsintensitäten, oder wie mancher sagt, „Lyrismen", innerhalb der Handlung haben die Bedeutung von Ruhepunkten, deren Zeitdauer in den Vorstellungen genau abgemessen werden muß (und die bislang meist zu lang in der Zeitdauer bemessen werden). Da kann es vorkommen, wie es mir ging, daß eine Vorstellung eines Stückes viel lyrischer wurde, als jeder Leser, auch jeder Sachverständige nach der Lektüre annahm, da bei alledem die stärksten dramatischen Entladungen erliegen mußten, von denen leider noch einige durch unsachgemäße Regie unter den Tisch fielen.

Ein Drama will im Grund nichts wesentlich Anderes als alle Kunst: sinnlich-geistige Schönheit darstellen. Dramatik tut das in einem Kampf, in einem Widerstreit von Interessen, Anschauungen, Trieben, Gefühlen und Gedanken, bei denen ein Teil siegt oder eine Verschmelzung oder Aussöhnung beider stattfindet. Somit muß in jedem Drama ein Fortlaufen eines Geschehnisfadens sein: aber es ist nicht nötig, das der Geschehnisfaden etwas durch und durch Dürres sei; es können an ihm und in ihm Teilpunkte, Rosetten usw. sein, die zusammen bunte Bilderfolgen geben. ...

Düsseldorf Karl Röttger

Die erste internationale Konferenz der religiösen Sozialisten

Holland hat dazu eingeladen. Der kraftvolle Führer der holländischen religiösen Sozialisten, Banning-Sneek, hat es durchgesetzt, und er führte den energisch-frischen Vorsitz. Im Heim der Vereinigung der Woodbrooker im Wald von Barchem tagte die Konferenz. So hatte sie eine Stätte, wie sie geeigneter für starken geistigen Austausch gar nicht gedacht werden kann. Dazu die warme, behagliche Gastfreundschaft der Holländer. Kein Wunder, daß es wie eine feine Zufluchtsstätte außerhalb des Weltkampfes von außen her mitwirkte, das Zusammenfühlen zu geben, das für das alles so wichtig ist. Wir schieden, wissend, daß wir über die Grenzen von Land und Sprache zusammengehören und zusammenarbeiten werden.

*

War es eine internationale Konferenz oder eine deutsch-holländische mit Gästen aus der Schweiz, Frankreich, England und Finnland? Deutsch war the official language of the conference, wie Mr. Herbert Stead es ausdrückte, da die Holländer alle deutsch sprachen, nur englisch und französisch gedolmetscht werden mußte. — Warum diese Zusammensetzung? Frankreich ist ein katholisches Land, religiöser Sozialismus auf protestantischem Boden kann dort nur von Wenigen vertreten sein. Wie stark und tief er vertreten ist, zeigte der französische Redner. England hat keinen religiösen Sozialismus als Sondererscheinung, weil ihm die religiöse Grundlegung auch der sozialistischen Gedanken eine Wirklichkeit ist, die es in seiner Arbeiterpartei und ihren stärksten Führern stark erlebt. Es wurde uns geschildert, wie der Laienprediger, vor allem der des Methodismus, auch der Führer der aufsteigenden Arbeiterbewegung war und ist: was the congregationalisme für das Bürgertum des 17. Jahrhunderts war, das war und ist the primitive methodisme für die Arbeiterschaft. „Jesus Christus hat die Arbeiterpartei gegründet" konnte ein liberales Parlamentsmitglied bei ihrem ersten Auftreten im Parlament sagen, ein Minister, wie Arthur Henderson ist methodistischer Laienprediger.

Deutschland hat das schwere Problem der furchtbaren Entfremdung der Arbeiterschaft von der Religion — nicht nur von der Kirche. Holland hat es in bedeutend abgeschwächter Form. Aber Holland hat deshalb das starke Bedürfnis, von unserer deutschen Not aus seine Probleme vertieft zu sehen und dadurch den rechten Weg mit uns zu finden.

*

Auf diesem Hintergrund der Tatsachen hatte der letzte Vortrag, den wir hörten, eine doppelte Wucht — allerdings Wucht und mächtige Tiefe trug er in sich. Immer wieder und wieder mußte ich denken: Wenn das alles nur alle unsere Kirchenregierungen, Kirchentage, Pfarrer hören könnten, was uns hier aus der Erfahrung engsten Zusammenlebens mit der Arbeiterschaft und gewissenhaftesten Studiums der soziologischen Verhältnisse unserer Zeit dargestellt wurde. Aber allerdings, hier gilt es ja: Sie haben Ohren und hören nicht — können nicht hören. Es gilt ja für sie alle, was Mennicke uns schilderte, daß die Kirche so ganz verflochten ist mit der gesellschaftlichen Struktur der von Luther her kommenden Zeit der patriarchalischen Gesellschaftsgestaltung, daß nun ihre Botschaft gänzlich leer geworden ist. Die innern Gebundenheiten, die Zusammenhänge von Menschentum und Menschenhandeln, die in ihrer Predigt klingen, sind tatsächlich in der Wirklichkeit überhaupt nicht mehr da. Das können die Stände ertragen, die noch Trümmer des Alten im Leben haben, die sich über ihre eigene seelische Lage noch täuschen können; nicht ertragen kann es die Arbeiterschaft, die das völlige Nichtvorhandensein dieser Wirklichkeiten bis zum Entsetzen klar sieht. Von hier aus kommt Mennicke zu der Erkenntnis: Die Zeit der Kirche ist vorüber, gänzlich vorüber. — Es gibt überhaupt nicht die Möglichkeit, durch irgendeine Verkündigung, irgendein Symbol den Arbeiter die Wirklichkeit des Unbedingten irgendwie erleben zu lassen. Wir müssen in engstem Zusammenleben, Zusammenerleben seines und unsers Schicksals ihm erst einmal wieder die tatsächlichen Wirklichkeiten, Macht des Unbedingten, Gestalten aus dem Unbedingten und Zusammengehören aus dem Unbedingten irgendwie als Sein in seinem Leben schaffen helfen. — In der heutigen Zeit, da alles zerbrochen und Unbedingtes in der Wirklichkeit des Lebens nicht zu spüren ist, kann und darf es Voreiliges nicht geben und wird jedes Symbol des Unbedingten eine Lüge sein.

*

Zu diesem Vortrag irgendwie das auszuführen, was daneben unsere Arbeit in der Kirche rechtfertigt und begründet, würde nur im Rahmen eines besondern Aufsatzes möglich sein. Jedenfalls ist dort von denen, die Arbeiterleben kennen, die furchtbare Tatsächlichkeit dessen, was Mennicke sagte, nicht bestritten worden. Wenn man nur

in der Kirche diese Tatsächlichkeit endlich einmal sehen wollte!

Wer sieht, was Mennicke uns darstellte, weiß deutlich: Es könnte uns, religiös betrachtet, nichts Schlimmeres geschehen als ein Wiedereinordnen der Arbeiterschaft in das vorhandene Christentum. Auch sie würde damit ihr unbedingtes „Nein" zu dem Fehlen aller Unbedingtheit der Gestalt in unserer Zeit aufgeben und würde zugeben, daß Religion als ein milder Schleier vergangener Gestaltung das Entsetzen unserer Zeit vor den Augen der Menschen verhüllt. Es ist mit das Schwerste in der Aufgabe des kirchlichen religiösen Sozialismus, die Kirche aus dieser ihrer Haltung herauszuzwingen — wenn das möglich ist — und seine Arbeit unter den Sozialisten ganz unter die Wucht dieser Wirklichkeit zu stellen.

*

Ganz aus dieser Wirklichkeit heraus hob sich der Vortrag von André Philips-Paris. Ganz aus der Not des Menschen sprach er, dem ein entscheidendes Gut des Menschentums genommen ist, die Arbeit. Der Arbeiter ist Werkzeug und nicht Eigenschaffender. Nun entwickelte er die Gedanken der französischen Schule der philosophie du travail: neue Ethik, neue Zusammenfassung der Gesellschaft, neue schöpferische Gestaltung der gesamten Kultur aus den Kräften der Arbeit — und deshalb als Erstes Befreiung der Arbeit zu ihrem eigenen Recht und ihrer eigenen schöpferischen Tatsächlichkeit. — Es ist unmöglich, kurz darzustellen, wie das im Einzelnen gedacht ist, wie es wirtschaftlich und politisch durchzuführen wäre. Gerade über diese Möglichkeit erhob sich eine sehr tiefgrabende Debatte, während es unbedingt anerkannt wurde, daß wir grundsätzlich im deutschen Sozialismus die Wichtigkeit dieser Problemstellung mehr anerkennen müssen.

Ganz aus dem Entgegengesetzten kam der Praktiker der Politik Dr. J. W. Alberda-Haag, einer der Führer der holländischen Sozialdemokratie, der uns erleben ließ, wie sich der Sozialismus auf das mühselige Bewältigen der vielen Einzelprobleme des Wirtschaftsgeistes und Gesamtgesellschaftslebens einstellen muß, wie leicht darüber Zukunftsmut und innere Klarheit des Gegensatzes gegen die bisherige Welt, der Glaube an die Möglichkeit der Umwandlung, der Blick für die Notwendigkeit der Gesamtumwandlung verloren wird, wie hier die Notwendigkeit des religiösen Sozialismus für den Gesamtsozialismus sich offenbart.

Die Aussprache zu beiden Vorträgen hob die größte Not der sozialistischen Bewegung ins Licht: Immer wieder stehen wir vor der Tatsache, daß die Neuordnung nur geschehen kann durch den neuen Menschen, der aus sich heraus neues Eingeordnetsein in die Welt fordert, will und schafft. Dieser neue Mensch kann nicht werden innerhalb der kapitalistischen Welt, die Jeden zerbricht, so daß die Unbedingtheit der Forderung zur Neugestaltung in ihm nicht mehr erscheint, oder wo sie erscheint, hilflos Negation, nicht neuschöpferische Kraft ist. — Hier hob neben Mennicke der Volkswirtschaftler die Aussprache auf ihren höchsten Punkt. Heymann-Freiburg ließ uns die ganze zerstörende Wucht des Kapitalismus erleben, wo der „Preis" alles reguliert, die einzige ordnende Kraft des Wirtschaftslebens und der einzige Zusammenhang der Arbeit ist. Er zeigte, wie die neuschaffenden Kräfte dadurch gebrochen werden, wie es deshalb das Entscheidende ist, daß wir, obwohl wir alle von dieser Regulierung der Gesellschaft unweigerlich beherrscht werden, das „Nein" dazu nicht verlieren, sondern in der Spannung des unbedingten Gegensatzes dagegen verharren. Diese Spannung haben, lebendig halten, erzeugen, daß sie anschwillt, anschwillt bis aus ihr die schöpferischen Kräfte der Umwandlung werden, das ist die gewaltige Aufgabe des religiösen Sozialismus. — Ganz klar war hier, daß nicht mehr der Glaube besteht: eine Klasse, die Arbeiterschaft, schafft den Sozialismus. Die Menschen der Spannung schaffen ihn, in denen das ungeheure „Nein" zu dieser Welt der Gottlosigkeit klingt. (Wieder muß ich anmerken: Die Sünde unsers herkömmlichen Christentums ist, daß es in den sogenannten „bürgerlichen" Kreisen die dort empfundene Spannung mildert, ihr Entsetzen abschwächt und so das Werden der von dort notwendigen Kräfte für die Zukunft hemmt.)

*

Ganz scharf und klar trat der Gegensatz des Glaubens an die äußeren Mittel und an innere Kraft heraus in dem Vortrag von Herbert Stead-London und der um ihn geführten Aussprache, in der Ragaz mit einer wundervoll tiefen, machtvollen Art den Gegenpol bildete.

Herbert Stead vertrat mit dem ganzen enthusiastischen Optimismus und praktischen Geist des Engländers den Gedanken der fortschreitenden Weltorganisation zu einer Rechtsgemeinschaft der Völker, die allen Krieg überwindet. Wie der Ausbau zu vollziehen sei und welche Wege dazu führten, wie der Gedanke der Völkergemeinschaft, aus dem Christentum gegeben, sich nun durch die Kraft der Arbeiterbewegung vollziehe, wurde begeistert geschildert.

Gegenüber der Stimmung, die auch vorhanden war, daß alle diese äußern Fortschritte, Organisationen, Völkerbund und Völkerbundsverbesserung immer nur andere Mittel der Machtübung seien, während nur grundlegende Gesinnungsänderung helfen könne, vertrat Ragaz zunächst den Gedanken der gewaltigen Bedeutung dieser äußern Geschehnisse: Sobald die Idee ihren Fuß auf die Erde setzt, wird er wohl notwendigerweise beschmutzt, aber es ist eine Tatsache, eine Symbolisierung geschaffen, um die Niemand mehr herum kann, mit der Jeder sich auseinandersetzen muß. Wer heute den Völkerbund beseitigen will, muß etwas Besseres an seiner Stelle zeigen. Die Notwendigkeit in dieser Richtung weiterzugehen ist zwingend geworden. Dem gegenüber aber ist auch deutlich, daß der Völkerbund nicht in Genf sitzt, nicht auch dann da ist, wenn in Genf statt der Vertreter der Regierungen die der Parlamente tagen. Der Völkerbund ist — z. B. in solchen kleinen Zusammenkünften, wie wir sie hier erleben — in dem Werden einer großen Gesinnungsgemeinschaft durch die Völker hin. Es kommt alles darauf an, daß dieser Völkerbund nicht durch Ausgestaltung mit Polizeimacht usw. sich in die gegenwärtige Welt der Gewalt einordnet, sondern das Werden der neuen Welt bleibt, in der die Gemeinschaft der Gesinnung allmählich zu der Macht emporwächst, aus der die Welt geordnet wird und der Niemand sich entziehen kann.

Stead antwortete in einem köstlichen Schlußwort voll englisch-praktischen Geistes, dessen Schluß aber aus all diesem Optimismus hervorleuchten ließ, wie doch für den Engländer das alles nur möglich ist, weil ihm die Wirklichkeit Gottes so ganz selbstverständlich klar hinter allem Geschehen und allem Tun der Menschen steht.

*

Wir sind damit zur Auseinandersetzung über die letzten Grundlagen des religiösen Sozialismus gekommen, die in den Vorträgen und Worten der Aussprache von Ragaz und Tillich und einem Worte Günther Dehns am klarsten hervortraten.

Ragaz sprach ganz aus seinem Wesen und Sein über „Christentum oder neue Religion". — „Gott ist Fleisch geworden" dort in jenem Pünktlein der Geschichte, in Jesus dem Christus. Nun ist die Weltgeschichte die Entfaltung dieser Fleischwerdung Gottes bis zu dem Ziele, daß das Reich Gottes die ganze Welt erfüllt. So ist die Haltung des Christen der unbedingteste Gegensatz gegen diese irdische Welt, das „Nein" zu allem, was nicht Christus ist. Sie ist aber auch die unbedingte Gewißheit, daß das Leben des Christus die ganze Irdischkeit durchdringen und gestalten wird und das Reich Gottes auf Erden kommt.

Das bedeutet nicht ein Scheiden von allen denen, die sich nicht als Christen bekennen. Es bedeutet die Fähigkeit, das Leben Christi zu schauen überall, wo es ist, und sich mit denen eins zu fühlen, in denen irgend Etwas davon aufleuchtet. Klar aber ist, daß nicht irgendeine andere „Religion", überhaupt keine „Religion", sondern das sich entfaltende, siegende Leben des Christus allein der Welt Rettung und Neugestaltung bringt.

Schroff lehnte Günther Dehn das ab. Das „Nein" Gottes zu dem Menschen und allem Menschlichen ist die Offenbarung. Nicht das Menschentum Jesu ist Gottes Offenbarung, sondern der ungeheure Druck, der auf diesem Menschentum liegt und es zerbricht. Die Tatsache des Zerbrechens ist die Offenbarung. Dies „Nein" zu allem Menschentum ist zugleich die Tatsache der Vergebung. Es ist vergeben, uns allen vergeben, dem Sünder und dem Gerechten, dem Hohen und dem Niedern. Damit ist aber eine neue Einstellung des Menschen zum Menschen und zur menschlichen Gemeinschaft da. Nichts Göttliches soll dort werden und aus uns geschaffen werden. Daß uns vergeben ist, wissen wir, und daraus kommt die völlig nüchterne Sachlichkeit alles Tuns, Wirkens und Gestaltens in dieser Menschlichkeit. Die Wirklichkeit und unser Tun erhalten ihren nüchtern profanen Charakter wieder und nun unser Wirken erst seine volle wahrhaftige Art des kleinen Menschentums, das sich nicht über sich selbst erhebt.

Zwischen Beiden — ich möchte sagen „über Beiden" steht Tillichs Gedankenwelt. Ihm steht im Mittelpunkt die lebendige Gestalt. Sie muß werden, denn mit der Gewalt des Unbedingten treibt der Formwille zur Darstellung. Sie muß vergehen, denn nie ist das Gestaltete die Darstellung des Unbedingten. Ist sie gestaltet, so zieht sich das Leben aus ihr zurück, und aus dem „Nein" zu ihr wird die Notwendigkeit der Neugestaltung aus dem Unbedingten. So geht die „Dialektik" der Geschichte weiter. „Dialektik", denn wir müssen diese Gestaltungen in ihrem Zusammenhang schauen. Nicht aber jene Dialektik, die rasch kausalen Zusammenhang dieser Gestaltungen sieht; sie führt zu einem leeren Evolutionismus, der allem seinen Sinn nimmt. — Der Lebenswille, der zur Gestaltung drängt, vollzieht sich in den beiden Grundfunktionen Wille zur Macht und Wille zur Hingabe. Es ist die Größe von Karl Marx, daß er schaute, wie sich die Gestaltungen der Welt durch Machtgruppen vollziehn, und damit die ganze Tragik und Glut des Weltprozesses erkennt. Seine Grenze ist, daß er dies Neugeschaute nur in einer aus der bürgerlichen Welt seiner Zeit genommenen materialistischen Formulierung darstellen konnte. Diese Formulierung wurde dann noch im Marxismus in einen naturwissenschaftlich-metaphysischen Materialismus umgebildet. So wurde eine Seinsphilosophie, die unfähig war, der lebendigen Bewegung und Tiefe der Dinge gerecht zu werden. Die Philosophie des Sozialismus muß die Philosophie der lebendigen Gestalt sein, denn sein ganzes Wesen ist Wille zur Gestalt aus der Gestaltlosigkeit der zerbrechenden Gestalt der bisherigen Welt. — Mit starker Kraft wurde nun gezeigt, wie sich die Gedankenwelt von Karl Marx einfügt in diese Philosophie, wie sie dabei zu ihrer eigenen innern Glut und Lebendigkeit kommt und wie nun eine neue Seinsphilosophie für den Sozialismus aufkommt, eine Gesamtschau, in der die heilige Tiefe der Wirklichkeit wieder anschaubar wird.

Doch darf man es versuchen, diesen Vortrag in seiner umfassenden Denkmacht zu schildern? — Ein Einordnen des Marxismus in eine neue lebendige Weltanschauung war er. Es wurde in das neue Weltgefühl der Jungen alles das mit hineingefaßt, was wir Älteren, die wir durchaus anerkennen, was Barth und Gogarten uns zu sagen haben, bei diesen vermissen. — Es scheint mir, daß man von hier aus allein den „Liberalismus" wirklich ganz überwinden kann, indem man seine Teilwahrheit mit verarbeitet. — Die ganze Wirklichkeitsfülle, Wirklichkeitsnot und Nüchternheit des ökonomischen Materialismus wird aufgenommen.

Ein Ausblick auf eine neue Ethik des Sozialismus wurde gegeben in den Fragestellungen: Wie wird aus Masse Gestalt? — Wie wird aus Solidarität Gemeinschaft? — Wie wird aus Klasse Volk? — Wie wird aus Völkern Menschheit?

Und schließlich wird gezeigt, wie — ohne die Worte der alten Frömmigkeit, „Gott und Unsterblichkeit" — ein Sinngrund der Welt dem Menschen aufbricht, der Glaube, der „Ja" und „Nein" in Bezug auf dasselbe ist und darin seine Haltung im Unbedingten hat, und wie in dieser Haltung des Glaubens der Kairos erfaßt ist, Gegenwartsaufgabe und ewige Notwendigkeit in ihr und gegen sie. — Und dann werden auch die Symbole und Formen werden, in denen das Unbedingte für sich allein gefaßt in religiösem Kult den Menschen wieder leuchtet.

*

Was unsere Aufgabe sei, hatte uns Banning in seinen Eröffnungsworten zur Konferenz geschildert. Wie wir voll Demut und Mut diese Aufgabe auf uns nehmen müssen und wie uns eine Einheit und ein Weg auch in dieser Zusammenkunft dazu gegeben ist, davon sprachen Heering-Leiden und J. Jac. Thomsen in seinem Schlußwort. Es war ein starkes und gutes Schlußwort, das schlicht und wahr in unsern Herzen widerklang und das Gefühl der Einheit aufleben ließ.

Es ist dem religiösen Sozialismus Etwas aufgetragen, das er tun muß. Mit verstärkter Demut vor der Aufgabe und verstärktem Mut des Zusammengehörens schieden wir voneinander.

Eisenach Emil Fuchs

In der Millionenstadt Schanghai

Reisebriefe aus dem Fernen Osten 6

An Bord der „Coblenz" im Gelben Meer, am 8. April 1924

Einen ganzen Tag kämpften Süd und Nord miteinander. Dicker Nebel lag auf den trägen, grünlichen Wassern des Ostchinesischen Meeres, als wir von Hongkong den Kurs nach Norden wandten. In kurzen Pausen gab unser Schiff durch seine dumpfe Schiffspfeife Warnungssignale, die einige Male rechts und links von anderen Schiffen beantwortet wurden. Teilweise wich die dicke graue Wand, aber dann setzte Regen ein. Und am zweiten Tage hat es von früh bis spät geblitzt und gedonnert und in Strömen vom Himmel gegossen. Darnach hatte der Norden gesiegt. Das Wasser hat nur noch 9, die Luft 11 Grad Celsius Wärme und im Schiff ist die Dampfheizung wieder angestellt. Das war ein jäher Wechsel aus tropischer Wärme so plötzlich in die kühle Witterung des nordischen Vorfrühlings zurück. So ist es nun geblieben bis heute, wo wir von Schanghai aus auf Japan zufahren, direkt nach Moji, das in der Enge der Inlandssee liegt, gegenüber von Schimonoseki.

In Schanghai war gerade der Frühling im Erwachen. Weit draußen vor der Stadt im neuen Stadtpark, wo Rosenanlagen und Baumgruppen mit großen Rasenflächen und Blumenbeeten wechseln, blühten die Osterblumen (Märzbecher), Tulpen, Veilchen, Mandelbäume und Magnolien in vielen leuchtenden Farben. Das frische, eben aufsprießende Gras reckte seine zarten Spitzen auf, die blauen Elstern prahlten mit ihrem bunten Gefieder und jubelnd schmetterten zahlreiche Singvögel ihre Dankeslieder zum Himmel empor. Als wir vom Hafenplatz Woosung aus in langsamer, vorsichtiger Fahrt von eineinhalb Stunden den schmalen Uwangpu nach Schanghai hinauffuhren, lag diese Frühlingsstimmung über dem ganzen Land. Die Bäume sind erst mit leichtem grünen Schimmer überhaucht, aber die Weizenfelder und die Gemüsepflan-

zungen sind schon in vollem Sprossen. Ungeheuer dicht liegen zur linken Hand die Dörfer und einzelnen Bauernhäuser zwischen den winzigen Feldern. Wie klein müssen die Flächen sein, die hier eine Familie nähren sollen! Und wie kümmerlich sind diese Häuser! Die meisten ohne Schornstein gebaut, die Wände nicht über zwei Meter hoch, ärmliche dunkle Hütten, nur gerade ein Unterschlupf gegen die Härten der Witterung. Was würden unsere Bauern und Tagelöhner sagen, sollten sie in solchen Löchern hausen!

Die Armut dieser chinesischen Kleinbauern wird noch gesteigert durch einen Unsegen, den ihre Religionen im Gefolge haben, durch den Totenkult. Das halbe Land besteht aus Gräbern. Mitten in den Äckern und Gärten liegen die meist runden spitzen Erdhügel, welche die Särge bergen. Andere Särge sind nur mit Lehmziegeln ummauert, manche wurden nur mit einer dünnen Strohschicht umschnürt, ja einzelne stehen einfach nackt und kahl auf dem Erdboden. Bei uns werden die Toten, zumal in den großen Städten, sicherlich oft zu schnell vergessen. Hier sind die Toten die Tyrannen der Lebenden auf viele Geschlechter hinaus. Denn mit größter Furcht erhält und pflegt man die ältesten Gräber; die vernachlässigten Seelen würden sonst erzürnt Unglück senden auf die eigenen Nachkommen. Aus einem Dorf, dicht am nahen Ufer, bewegt sich gerade ein langer ungeordneter Zug von weißgekleideten, d. h. trauernden Gestalten heraus auf einen Acker. Man sieht noch ganz deutlich, wie sie am Grabe Totengeld und bunte große Papierfiguren verbrennen, ein Haus, Tiergestalten, Dienerinnen, Puppen und Anderes. Dann entschwindet das Bild.

Das Land ist hier ganz flach. Nach einer scharfen Biegung des Flusses sieht man von unserem obersten Deck aus über die weite Ebene hinweg die großen Dampfer und die vielen kleinen chinesischen Segler, die auf der Reede von Woosung ankern, über die Dörfer und Felder hin so groß und hoch, als lägen sie auf dem Lande und nicht im Wasser.

Aber diese flachen, mit dem ersten Frühlingsgrün bedeckten Fluren zeigen noch einen anderen Schmuck. All die Tausende und Abertausende von Gräbern sind heute mit vielen kleinen, weißen Papierfähnchen geziert, die an dünnen Stöcken befestigt lustig im Winde flattern. Es ist gerade der 4. und 5. April, das große Frühlingstotenfest, das Tsing-Ming-Fest, an dem man die Verstorbenen durch besondere Opfer ehrt, draußen an den Gräbern und vor den Ahnentafeln in den Häusern und in den Familientempeln. Wie ernst das Volk noch heute an diesen heiligen Bräuchen hängt, das bezeugen beredter als viele Worte diese ungezählten weißen Fähnchen auf den Gräbern, das bestätigen aber auch ausdrücklich die gebildeten Chinesen, die mit uns an Bord sind.

Sieht man so am linken Ufer unverfälschtes Landleben, primitiv und altmodisch, wie es seit Jahrtausenden war, so trägt das rechte Ufer gleich von Anfang an die Merkmale der modernen Zeit. Große moderne Häuser, darunter die sehr schönen umfangreichen Gebäude der von den Chinesen hier neugebauten Deutschen Ingenieurschule, lange Lagerstellen, eine breite Fahrstraße, die Eisenbahn, die nach Schanghai führt, das sind Zeichen westländischen Lebens schon in dem kleinen Flecken Woosung. Bald hat aber die Millionenstadt Schanghai ihre Riesenarme bis hierher ausgestreckt. Es dauert gar nicht lange, da kommen Petroleumtanks, Werften, Baumwollspinnereien, ein Stahlwerk, der große, turmgeschmückte, gar nicht unschöne Riesenbau der Nauyang-Tabakkompagnie, und wieder Fabriken und mächtige Lagerhäuser, zuerst nur auf dem rechten Ufer, dann an beiden Seiten. Im Hafen aber liegen Schiffe aller Völker und Art. Unser früherer deutscher Kreuzer Colmar, jetzt mit französischer Flagge, drei weiß und gelb gestrichene japanische, kleine, hinten ganz breite Flußkanonenboote, Passagierschiffe und Frachtdampfer, die plumpen, wie mehrstöckige Häuser aussehenden Yongtsedampfer, Chinesendschunken, hier mit hohen, schmalen Segeln, vorne alle mit zwei großen angemalten Augen, Dampfpinassen und Hunderte von Sampaus, kleinen Ruderbooten mit rundem Verdeck, und Hausboote über Hausboote: ein fabelhaftes Leben spielt sich um uns ab, als wir die Zone der eigentlichen Stadt erreichen und vor den breiten Güterhallen am Quai von Hongkin festmachen.

Das Leben Hongkongs ist hier noch um das Vielfache übersteigert, Schanghai gehört heute zu den großen Millionenstädten der Welt. Es hat sich ganz enorm entwickelt in den letzten vierzehn Jahren, in dem ganz flachen Land fast ungehemmt zu jeder Ausdehnung frei. Trotz dem politischen Elende Chinas, trotz der Armut seiner Massen, blüht hier in der Mündungssphäre seines größten Stromes, des 5400 Kilometer langen Yangtse, ein fast märchenhaftes wirtschaftliches Leben auf.

Den Kern der Stadt bildet das aus westlichen, bis zu sechs Stock hohen Großstadthäusern bestehende, mit der breiten schönen Uferstraße, dem „Bund", an den Hafen grenzende Geschäftsviertel. Schon dies Viertel mit seinen Banken und Büros, Hotels und Pensionshäusern, Kirchen und Missionsgebäuden, ist ja eine große Stadt für sich! In dem neuen, vornehmen „Rathaus", einem schmukken Sandsteinbau, muß ein großzügiger Geist herrschen, der den Riesenapparat der Verwaltung glänzend zu meistern weiß. Die durchweg asphaltierten Straßen sind peinlich sauber, der kolossale Verkehr der vielen, vielen Autos, Rickschas, Pferdedroschken, elektrischen Straßenbahnen, Radfahrer und Fußgänger spielt sich, teils durch Lautsignale, teils durch farbige, weithin sichtbare, an Stangen befestigte mechanische Signale geregelt, tadellos ab. Sprengwagen fahren ununterbrochen hin und her, elektrische Lampen erhellen abends die Nacht: kurz, sieht man von den Menschen und den chinesischen Firmenschildern ab, so müßte man auch hier im Herzen Mittelchinas meinen, man sei in einer europäischen oder amerikanischen Großstadt.

Diese westländische Großstadt aber ist an ihren drei Landseiten umschlossen vom chinesischen Leben der allergroßartigsten Entfaltung. Flußabwärts hat sich das Yongkin-Viertel zu einer chinesischen Geschäfts- und Wohnstadt ausgebaut von so gewaltiger Ausdehnung, daß man mit der Straßenbahn mehr als eine halbe Stunde braucht, um diesen Stadtteil zu durchqueren. Hier findet man nur wenige hohe Häuser, ein- oder zweistöckig sind die langen, geraden Straßenzüge, unten Läden und Handwerkstätten und oben Wohnungen. Ebenso wie im Zentrum sind die Straßen asphaltiert, fahren Sprengwagen, brennen elektrische Lampen und herrscht bei lebendigstem Verkehr tadellose Ordnung. Aber das Leben ist rein chinesisch, die Straßenbilder genau so entzückend farbenprächtig und malerisch wie in den chinesischen Straßen Hongkongs. Hier hat ein altchinesischer Zahnarzt seinen Laden. In einer Schale liegen Tausende von Menschenzähnen. Auf einem Brett stehen einige bauchige Flaschen und Büchsen mit Heilmitteln und auf einem Tisch die ausgestopften und mumifizierten Tiere, ein kleiner Affe, eine Schildkröte, ein kleines Krokodil, einige Tiergebisse, durch die sich alle Vertreter der chinesischen Medizin so gern einen geheimnisvollen Nimbus schaffen. Dazu fehlt auch hier nicht ein fratzenhafter Gott. Der Zahnarzt sitzt hinter dem Tisch. Mit unbewegtem ernstem Gesicht hockt vor ihm ein Patient. Mit uns schauen einige neugierige Chinesen zu. Mit suggestiver Beredtsamkeit spricht der „Doktor" auf den Patienten ein und verabfolgt ihm einige Körner als Heilmittel. Von Bast fest umwickelt, werden, mit den Beinen an einer langen Bambusstange aufgehängt, von je zwei Arbeitern lebende Schweine vorbeigetragen; eine Herde lebender Schafe wird zum Schlachten geführt; Körbe mit Gänsen und Enten folgen. Bettler in unglaublichen Lum-

pen begleiten uns und beteuern immer wieder, daß sie no money, no tschautschauy, „kein Geld und kein Essen" haben. In der Nähe muß ein Hochzeit sein. Mit Spielleuten voran wird eine Sänfte vorübergetragen, in der man bunte Kleider und Stoffe sieht, die Ausstattung einer Braut. In einem andern Tragkorb folgen Kuchen und ein ganzes, ungeteilt-gebratenes, lecker braunknuspriges Schwein. Schließlich kommt in umgekehrter Richtung tatsächlich die mit rotem Stoff ausstaffierte Brautsänfte, von vier Männern getragen, leider noch ohne die Braut.

Diese Braut zu transportieren, das ist leichtere und auch angenehmere Arbeit als die zwei Mäner sie zu leisten haben, die, einen schweren kastenartigen Sarg aus ungefügen Brettern, an einer dicken Stange tragend, schweißtriefend vorüberkeuchen. Wie alle Arbeiter, die Schweres schleppen, stoßen sie dabei mehr oder weniger unartikulierte Laute aus, dem Takt ihrer kurzen Schritte entsprechend.

Das äußere Bild der Chinesen ist in Schanghai ganz anders als in Hongkong. Hier tragen alle, bei der kühlen Witterung, noch warme dunkle Winterkleider, ja manche sogar noch Pelz und Pelzmütze. Unter den Arbeitern und Rickschaziehern haben noch recht viele den Zopf, den sie fast alle rund um den Kopf gebunden tragen. Keine jungen Mädchen und Kinder, aber sehr viele ältere Frauen sieht man hier noch mit verkrüppelten Füßen. Bei anderen zeigt die Form der Zeugschuhe, daß man versucht hat, die verkrüppelten Füße zu operieren und zu heilen. Zeugschuhe mit Stoffsohlen tragen auch fast alle Männer. Nur wenige männliche und weibliche Gigerl leisten sich Lederstiefel, die Arbeiter und Rickschazieher aber müssen sich mit Strohsandalen begnügen, die mit einem Strohband um den nackten Fuß herum befestigt sind. Die wattierten Winterkleider der Armen sind schon hundertfach geflickt und zeigen doch daneben tausend neue Löcher mit flatternden Fetzen. Darum sehen diese Armen alle so unfaßbar heruntergekommen aus. Und sie sind auch im Elend, leben in Schmutz und Ungeziefer. Einer unserer Rickschazieher fängt — vorn stand sein Lumpenrock offen — in einer Fahrpause schnell etwas Lebendiges an seinem Leibe und steckt es in den Mund.

Zwei Dinge nur heben sich aus dem chinesischen Gepräge dieses Stadtteils heraus. Das ist zuerst ein Japanerviertel mit Tausenden von Familien. Die Frauen und Mädchen tragen auch in China ihre feine geschmackvolle Tracht. Die Männer und Knaben aber sind fast ausnahmslos europäisch gekleidet. Sie haben große europäisch gebaute japanische Schulen. Und als ich einen Trupp japanischer Knaben, die eben aus dem Unterricht kommen, in ihrem sehr lebhaften Geplauder belausche, höre ich, sie sprechen englisch. Auch hier in Schanghai ist ja doch in Wahrheit nicht nur wie im ganzen Osten die englische Sprache herrschend als internationales Verständigungsmittel, sondern ist England auch sonst der Herr. Wohl haben die Franzosen einen besonderen Stadtbezirk in dem europäischen Teil, aber dieser geht völlig unter in der sogenannten internationalen, d. h. in Wirklichkeit englischen Siedlung, die den Mittelpunkt der Millionenstadt bildet; und die Verwaltung der riesigen Kommune ist eben auch wesentlich in englischen Händen. So trägt hier sogar die japanische Jugend das Kleid englischer Kultur.

Das Zweite, was hier vom chinesischen Leben absticht, das sind die vielen Grundstücke mit stattlichen Missionsgebäuden, Krankenhäusern und Kirchen, Verwaltungsgebäuden und Kassen, Pensionsschulen für europäische und amerikanische Kinder, vor allem die der Missionare, und viele Schulen für die chinesische Jugend, ein Hospiz für Missionare und Kleinkinderheime: man kann sich diese angelsächsischen Anlagen gar nicht großartig und zahlreich genug denken, die dem ganzen Bezirke überall Gelegenheit geben, vom Christentum zu hören und Gutes zu empfangen.

Das ist der Stadtteil flußabwärts: Hongkin. Landeinwärts aber ist die innere, westländische Großstadt umfaßt von einer chinesischen Geschäftsstadt, in der alle Waren des Westens und Ostens zu haben sind. Hier liegen auch die Vergnügungsstätten Schanghais, das man — nicht in gutem Sinne — hier draußen oft das Paris des Ostens nennen hört. Hier sieht man meist auch die offenen Verkaufshallen und Garküchen und Werkstätten Altchinas, auch hier alle wohl versehen mit den Figuren oder Bildern der entsprechenden Götter. Die Fronten sind auch hier geschnitzt und überdies mit zierlichen Blumengewinden aus Papier geschmückt, zahlreiche bunte Fahnen hängen bis mitten auf die Straße, Musikanten sollen die Käufer anlocken. Wunderbare Gerüche entströmen den Töpfen der Schmalzkuchenbäcker und den Pfannen der offenen Speisehallen, in denen Alles sichtbar vor den Gästen dicht an der Straße zubereitet wird. Wundervolle Seidenstoffe liegen auf breiten Tischen, Möbel und Schuhe, Kochgeschirr und irdene Näpfe, Fahrräder und Photographien, Edelsteine und Elfenbein-Wunderschnitzereien, Wasserpfeifen und Wandbilder, Alles ist in reichster Auswahl da, für die vielen Tausende, die sich in den Straßen drängen. Durch dies Gedränge winden sich sehr geschickt die hier gleislosen Straßenbahnen hindurch, die mit elektrischer Oberleitung verbunden auf Gummirädern fahren. Von früh bis spät in die Nacht braust hier das Leben. Es gibt keinen Achtstundentag; bis 11 Uhr und länger sind die Läden offen, arbeiten die Handwerker und machen auch wirklich die Menschen ihre Einkäufe.

Nur die großen, europäisch ausgestatteten, aber rein chinesischen sechsstöckigen Warenhäuser in der Nanking-Read schließen um 8 Uhr des Abends. Sie sind auch Sonntag Vormittags geschlossen, viele ihrer Angestellten sind Christen. In diesen Warenhäusern ist wie bei uns ein Stück des Gesamthandels auf engem Raum konzentriert. Die Häuser sind sauber, mit Fahrstühlen versehen und haben gute Waren. Im Dunkeln bieten sie einen feenhaften Anblick. Denn die Linien der einzelnen Stockwerke, die Ecken und Erker entlang sowie bis hinauf zur Spitze eines hohen Turmes sind sie über und über mit elektrischen Flammen eingefaßt und erstrahlen wie Märchenpaläste in verschwenderischer Helle. Von einer Seitenstraße aus aber kann man für 40 Pfennig zum 6. Stockwerk hochfahren und dann dort oben umsonst ein Kino und ein chinesisches Theater genießen oder in wärmerer Zeit behaglich in den Lauben der großen Gärten ausruhen, die auf den ausgedehnten Dächern in feinem chinesischen Stil eingerichtet sind. Auch fehlen nicht Teepavillons und ein chinesisches Restaurant in dieser luftigen Höhe.

Die eigentlicher Teehäuser Chinas haben im allgemeinen ein Gepräge, das sie den anständigen chinesischen Frauen verschließt. Es sind die Stätten der Männergeselligkeit, wohin man die Frau nicht mitnimmt. Abends ist in den großen Teehäusern eine Überfülle von Besuchern. Zwischen sie mischen sich die Hunderte von jungen Mädchen, die, geputzt und geschminkt, sich feilbieten müssen oder feilgeboten werden von alten Frauen mit harten verwitterten Gesichtern, die sich durch die Sünde der oft ihnen leibeigenen blühenden Jugend schandbar nähren. Hier draußen macht sich doch das Laster noch ganz anders breit als daheim. Denn auch Tags besteht dieser furchtbare Menschenhandel. Ganz kraß und offen ohne Scham zeigt das Laster sein Gesicht. Am hellen Tage überreichen uns unsere Rickschazieher Zettel, auf denen liederliche Häuser „ganz junge Mädchen von vier verschiedenen Nationalitäten oder chinesische Mädchen in europäischer Kleidung" anbieten. Und jedesmal sind die Chinesen sehr erstaunt, daß wir den Besuch dieser Häuser ablehnen. Wie oft mögen wohl auch Europäer solchen Lockungen folgen!

Gern aber lassen wir uns zu einem chinesischen Theater fahren, in dem nur von männlichen Schauspielern ein altes Heldenstück über die Bühne geht, in Form einer

Oper. Man darf ja nie vergessen, daß auch in der Musik eine große Kluft besteht zwischen Ost und West. Unsere Musik klingt den Ostasiaten zunächst auch gar nicht schön; so ist ihre Musik uns kein Genuß, sondern Qual. Melancholische Flöten, eine Geige mit zittrigen Tönen, grelle Beckenschläge und dazu Gesang, tief aus der Kehle heraus, bei Frauenrollen in Fistelstimme, das ist die Begleitung der Kampfszenen, die sich vor uns abrollten. Alle Schauspieler tragen prunkvolle, altmodische, reichgestickte Seidenkleider, „schreiten" ebenso umständlich und gespreizt einher wie unsere Bühnenkünstler und singen auch noch sterbend stundenlang mit voller Brust. Hier trägt Jeder auf dem Rücken sechs bunte Fahnen an Holzstangen, und vor dem Gesicht eine grauenvolle Maske, mit langem schwarzem Bart, den wild auseinanderzustreichen die eindruckvollste Handbewegung ist. Die Szenerie ist nur angedeutet. Diener gehen zwischen den Kampfbildern, die sich mit viel akrobatischen Kunststücken abspielen, harmlos während des Spiels auf die Bühne und rücken den Helden die Garderobe und die Fahnen zurecht. Schließlich kam eine Gerichtsszene, wo selbst das Sitzen der Richter nur angedeutet war. Da war es Zeit, daß wir gingen. Wir verschmähten sogar den umsonst angebotenen Tee und die heißen nassen Frottierlappen, die in großer Zahl umher gereicht wurden, um Gesicht und Hände zu säubern. Hier ist ein wesentlicher Fortschritt gegen früher: Jeder bekam einen Lappen für sich, früher benutzten alle Besucher der gleichen Sitzreihe ein und denselben.

Als sollte die bunte Vielgestaltigkeit Schanghais gar kein Ende finden, ist aber dieser landeinwärts gelegene chinesische Stadtteil wieder, noch weiter ins Land hinein, hinter der Rennbahn, umfaßt von einem, einer modernen europäischen Gartenstadt gleichenden, großen Bezirk; das ist die Wohnstadt der Europäer und Amerikaner und der reichen Chinesen, Japaner und Inder. Da reiht sich Villa an Villa in großen Gärten. Hier merkt man nichts vom Großstadtlärm. Hierhin reicht bisher keine Straßenbahn, da läßt sich wohl gut leben, auch wenn der durch seine schwüle Hitze berüchtigte Schanghaier Sommer kommt. Hier aber ist so sehr reiner Westen, daß es für uns schlechterdings nichts von Interesse gibt.

Das ist das Schanghai, das landeinwärts liegt.

Wer etwas ganz Besonderes zu sehen wünscht, der muß sich flußaufwärts wenden. Da liegt, hinter der französischen Niederlassung die alte Chinesenstadt Schanghai. Alle andern Teile Schanghais ohne Ausnahme, so echt chinesisches Leben sie auch zeigen, bieten doch frisiertes Chinesentum, Chinesentum auf Asphalt, in ihren schnurgeraden breiten Straßen durch Fremde aufgezogen und geleitet. Die alte Chinesenstadt Schanghai hat dem Westen nur ein Opfer gebracht, das sind ihre alten Mauern und Tore. Alles Andere ist geblieben, wie es war, gleich scheußlich und gleich schön.

Hier hört für westliche Begriffe jede Ordnung auf. Hier ist auch kein Hüter der Ordnung, kein Polizist, zu sehen. Und doch geht Alles friedlich zu. In unentwirrbaren Krümmungen winden sich die oft nicht zwei Meter breiten Gassen kreuz und quer, rund und krumm durcheinander. Ohne Führer findet sich kein Fremder zurecht. In vielen dieser Gassen herrscht am hellen Tage ein Dämmerlicht, denn die Dächer stoßen oben oft fast aneinander. Wir waren zum Tsing-Ming-Fest dort. Wer irgend konnte, feierte den Tag. So war in den Gassen ein Gedränge Mensch an Mensch. Ganz langsam kam man nur vorwärts. Aber das gewerbliche Leben ruhte nicht. Die Elfenbeinschnitzer und Pfeifenfabrikanten, die Götterfigurenhändler und alle Andern riefen extra laut ihre Waren aus. Jedes Haus hat einen Laden. Und noch mitten im Gedränge bieten Händler uns ihre Herrlichkeiten an, Zahnstocher und Singvögel und sonst vielerlei. Extra teuer sind in einem Medizinladen lebendige Sperlinge, sie kosten 10 Pfennig. Sie sollen helfen gegen Brustleiden, so erklärt unser Führer.

Heute haben auch wohl die Bettler einen guten Tag, die schreiend um Erbarmen flehen. Da liegt eine Frau ohne Arme mit wirrem Haar im Staub, dort zeigt ein Aussätziger seinen von der Lepra weggefressenen, ekelhaft aussehenden Handstumpf; ein Knabe hat, vom gleichen Leiden erfaßt, kaum noch ein Gesicht. Eine abgezehrte Bettlerin nährt ihr aschfahl aussehendes, totbestimmtes Kind aus ihrer schlaffen Brust. Das sind Bilder aus dem eigentlichen China, dem China ohne die Fremden, wo Menschenleben wenig gilt und die Liebe fehlt, die für jeden Elenden ein Herz hat.

Tempel sind hier genug, sie gehören zu den wenigen stattlichen Gebäuden, die aus dem unerfreulichen Meer der niedrigen kleinen Häuser sich herausheben. Hochrot leuchten ihre hohen Giebel mit den geschweiften Dächern. Diese Tempel sind auch voll von Menschen, alle, die buddhistischen und die des Taoismus. Düsteres Dunkel herrscht in ihren hohen, aber von Schmutz starrenden Hallen. Die Hauptaltäre der buddhistischen Tempel sind bis sechs Uhr Abends heute ohne Götter. Denn diese werden den Toten zu Ehren heute in feierlicher Prozession durch die Gassen getragen. Unter Schellengeläut und Priestergebet bewegt sich eine riesige Menschenmasse in langem Zug durch die Stadt. Das Benehmen der Prozessionsteilnehmer ist wie das der Tempelbesucher denkbar würdelos. Ohne jede Zurückhaltung und Andacht schwatzt man vor den Göttern — in den Seitennischen thronen noch genug „Buddhas", und die taoistischen Götter sind ja alle da. Man raucht genau wie auf der Straße, so mischt sich der Pfeifen- und Zigarettenqualm mit den zähen Weihrauchschwaden, die in atembeklemmender Dicke die Luft füllen. Ganze Bündel von Weihrauchstäbchen schwelen in den Vasen oder sind in Becken hineingesteckt, die mit Asche gefüllt sind. Richtige eigene Kaminfeueröfen sind da, um das Götterpapiergeld zu verbrennen, durch das man der Götter Gunst erkauft. Auch wir werden von zwei Priestern aufgefordert, unser Glück zu sichern durch ein solches Opfer. Vor den Altären sind breite niedrige Knieschemel angebracht, mit roten Kissen bedeckt. Da liegen in all dem Gedränge und Lärm andächtige Beter und Beterinnen. Immer wieder und wieder werfen sie sich nieder, mit der Stirn bis auf den Boden: diesen Betenden, das zeigen ihre Gesichter, ist es mit ihrem Gottesdienst ganz gewiß heiliger Ernst.

Von einem Seitenaltar her hört man ein eigentümliches ratterndes Geräusch. Da kniet ein Mann und schüttelt lebhaft, wenn auch ohne Hast, einen Bambusbecher, in dem viele numerierte dünne Holzstäbchen stecken. Er hält den Becher dabei schräg. So fliegen die Stäbchen nach vorn. Endlich fällt einer heraus. Mit dem geht er zu einem Tisch, hinter dem in schmutzigen, blauen Winterkleidern eine Anzahl Priester sitzt, Männer, deren blöde, geistlose Gesichter nur zu gut zu der würdelosen Händlerrolle passen, die sie hier geben. Spöttisch lachend reicht einer dem ernsten Schicksalsucher aus einem Bündel Papier einen bedruckten Zettel hin, der die göttliche Orakelantwort birgt. Ein zweiter Priester liest gegen Bezahlung den Text vor, den der Mann selbst wohl nicht zu lesen vermag. Keine Veränderung in den Mienen des Andächtigen verrät, ob ihm die Antwort heilbringend erscheint. Aber er kehrt mit dem Zettel noch einmal zu dem Altar zurück und erstattet mit Gebet und tiefem Sichbeugen der hoch oben in einer vorhangverhangenen Nische thronenden, bunt bemalten Gottheit seinen Dank.

Neben den Tempeln sind es sodann einige Teehäuser, die durch ihre Größe und bessere Bauart die sonstigen Gebäude überragen. Das bekannteste liegt mitten in einem flachen, sumpfigen Teich, dem pestilenzialischer Gestank entströmt. Es ist ein feiner Rundbau mit Wänden aus kunstvollem Holzgitterwerk, das mit Glas ausgefüllt ist, und einem feinen, schlanken, geschweiften Stufendach. Von zwei Seiten führt eine zur Abwehr böser Geister im Zickzack gebaute schmale Brücke zu dem Teehaus über das

Wasser. Des Bleibens ist hier nicht. Der letzte Platz ist besetzt. Aber auch ein zweites, sehr großes Teehaus lockt uns nicht zum Verweilen. Denn in seiner hohen Halle hängen Hunderte von kleinen Käfigen. Und deren Insassen vollführen in dem Durcheinander ihres Singens, Flötens, Zwitscherns und Geschreis einen solchen Höllenlärm, das man faktisch auch schreien muß, um sich zu verständigen. Die Chinesen sind Vogelnarren, selbst in die Eisenbahn nehmen sie gern einen gefangenen, gefiederten Sänger mit.

Es bleibt einem immer wieder schwer verständlich und läßt einem keine Ruhe, daß ein Volk, das so fleißig und so klug ist, das eine so uralte Geschichte und in vieler Hinsicht eine so hochentwickelte Kultur besitzt, in so furchtbaren Zuständen leben muß und leben kann. Hier ist ja doch keine verweichlichende, satte, gleichgültig machende Fülle der Tropen. Hier ist Winter und Sommer und hartes Ringen um das tägliche Leben. Sie arbeiten nimmermüde und treu, und sind so genügsam wie kein Europäer. Und doch bleiben sie in der Tiefe der Armut. Nur ganz Wenige haben Behaglichkeit und Wohlstand. So war es seit Alters, und so ist es heute.

Aus der alten Zeit noch der früheren Beamten, der Mandarine, die mit souveräner Machtvollkommenheit das Land regierten, stammt die schöne Gartenanlage, die, von vielen Häusern und hohen Mauern umhegt, wie eine stille Oase in dem lauten Leben liegt. Wie Alles, wie auch die Musik, so ist selbst ein Garten in China etwas ganz Anderes als bei uns. Da ist eine Empfangshalle mit erhabenem Thron für den hohen Beamten und niedrigen steifen Stühlen für seine Untergebenen und Besucher. Da ist ein Speisezimmer mit rundem Tisch und Hängebildern an den Wänden. Da sind kleine Lauben und Pavillons, die zu verschwiegenem Plaudern und Genießen einladen, da sind Steingrotten über Steingrotten in der bizarrsten Form, von denen vielleicht unsere modernste Kunst gelernt. Es geht auf und ab, über Treppen und Brücken; kleine Wasserbecken und Quellen beleben das tote Gestein. Und dann ist hier und da das, was uns den Garten ausmacht, ein Baum, ein Strauch, ein Blumenbeet: aber das Gestein herrscht vor, nicht das Grün. Eine Fülle von Arbeit und Kunst ist aufgeboten worden, um diesen Garten zu zieren. Die Dächer zeigen die wundervollsten Formen chinesischer Linien, ein Bronzereiher steht hier auf einem Dachfirst, dort sperrt am Giebelende ein Drache seinen Rachen auf. Eine ganze, viele Meter lange Mauerkrone stellt einen riesigen, schuppigen Drachenleib dar. Zierliche Mosaikfußböden bedecken die Wege, Drachenköpfe speien Wasser in die Becken: man staunt das Ganze an, bewundert diese Leistung, aber man bleibt als Westländer kalt dabei: es ist hier eine andere Seele in der östlichen Welt: wir haben ein anderes Gemüt. Ob auch ein besseres, tieferes Gemüt? Das muß sich erst zeigen in dem langen, langen Prozesse, von dem wir mit unserm kurzen Leben nur ein ganz winziges Stück miterleben, in dem Prozeß der Auseinandersetzung der westlichen und der östlichen Geisteskultur, die sich hier auf allen Gebieten vollzieht, die aber fraglos heute erst in ihrem Anfang steht.

Das gibt dem Leben in Ostasien einen ganz besonderen Reiz, daß hier Fernöstliches und Europäisch-Amerikanisches so dicht neben einander und miteinander besteht und miteinander ringt, um den schließlichen Sieg. Dieser Grundzug macht eben auch die Beobachtung des religiösen Lebens so reizvoll. Das habe ich nie bisher so stark empfunden, wie an dem Sonntag, den ich in Schanghai verlebte.

Das erste Erlebnis dieses Sonntags in der Morgenfrühe freilich war eine Enttäuschung. Nicht weit von unserm Schiff sollte nach der Karte von Hongkin noch ein zweiter großer, altchinesischer Garten sein; den wollten wir, um den Eindruck zu vertiefen und Vergleiche anzustellen, auch ansehen. Wohl war der Garten da, auch noch eine Anzahl schöner Pavillons, der eine mit prachtvollen Holzschnitzereien. Noch sah man die Reste der Steingrotten und Nischen. Aber in den wunderfeinen Pavillons hatten Arbeiterfamilien jetzt ihre Wohnung, Gänse und zwei Schafe glotzten uns von den Veranden an, und aller freier Platz war verwendet zur Aufstapelung einer Unmenge von Kisten mit Chemikalien aus einer europäischen Fabrik. Das ist ein Stück Vandalismus der westlichen Wirtschaft gegen die östliche Kunst. Die Hauptschuld an dieſem Zerstörungswerk tragen aber die Chinesen, die solche Stätten ihrer alten Kunst nicht schützen.

Ganz nahe diesem ehemaligen Garten liegt ein zweites Gebiet von Gebäuden mit mehreren stillen Höfen, vom Straßengetriebe durch hohe Mauern getrennt: das ist ein großer Tempel des Taoismus, geweiht der Verehrung des taoistischen Himmelsvaters. Der hat die Oberhoheit über all die Tausende der taoistischen Götter. Einmal im Jahr müssen all die Götter zur heiligen Drachen-Tigerburg, wo der taoistische Papst in des Himmelsvaters Namen neue Götterrangstufen austeilt. Der Himmelsvater gilt als freundlicher, gütiger Gott. Sein Tempel hier hat schöne, gutgepflegte Hallen. Sie sind sogar verhältnismäßig sauber, frei von dem fingerdicken Staub und dicken Schmutz, von dem viele chinesischen Tempel, auch die in der Altstadt Schanghai, so unfaßbar voll sind. Trotz der großen Zahl ihrer Priester und der reichlichen Opferspenden. Hier fegt gerade ein Diener die Haupthalle aus. Auch hier sitzen Priester, bereit, den das Orakel befragenden Frommen Antworten der Götter zu erteilen. Denn neben dem Himmelsvater sind noch andere Götter da, die gleichfalls mit ihren Kräften zur Verfügung stehen. Daß auch hier ernste Fromme aufrichtig anbeten, zeigt ein gut geschnitztes, etwa 60 Zentimeter hohes Modell eines Schraubendampfers, ein Weihegeschenk, gestiftet als Dankeszeichen für glückliche Rettung aus schwerer Schiffahrtsnot.

Beter sind hier in der Haupthalle nicht. Aber in einem Seitenhof, wo Bänke vor einer Altarnische und einer Bühne zu heiligen Schauspielen stehen, sind viele Männer, Frauen und Kinder und warten auf den Priester, der vor dem Altar zu dem düster dreinblickenden Gott für sie beten soll.

Wir können das nicht abwarten; denn wir wollen um elf Uhr an der Iwangpu-Straße sein, in der vor langen Jahren unter Leitung unseres Pfarrers Hackmann erbauten Kirche, zum deutschen Gottesdienst. Es ist eine schöne Kirche, innen noch wärmer anmutend als von außen. Es tut wohl, so weit von der Heimat und nach den langen Wochen der Seefahrt zum ersten Male wieder die schönen Choräle zu singen. In schlichten, herzlichen Worten mahnt uns die Predigt die ernste Passionszeit trotz aller Berufsunruhe zu innerer Vertiefung und zur Festigung unseres Lebens in Ausübung christlicher Liebe fruchtbringend zu benutzen. Das einzig Unbefriedigende an dieser Feierstunde war die gähnende Leere der Bänke. Ich zählte nicht mehr als 23 Besucher, und es leben in Schanghai heute schon gegen 1000 Reichsdeutsche und auch viele Deutsch-Schweizer! Ich weiß Alles, was man zur Erklärung und Entschuldigung dieses spärlichen Kirchengehens unserer Auslandsdeutschen anführen kann: es bleibt doch niederdrückend, daß zumal in dieser für uns so ernsten Zeit hier so wenig Verlangen da ist, miteinander die Sorgen und das Sehnen der Herzen vor Gott zu bringen und sich von ihm das arme Erdenleben innerlich bereichern zu lassen. Die nichtchristlichen Tempel sind jeden Tag voller Beter, und die Kirchen der westländischen Christen sind zum größten Teil nicht einmal an dem einen Wochenfeiertage gut besucht!

Am Nachmittag führte mich der Weg von dem gastlichen Pfarrhaus zur inneren Stadt an einer Moschee vorbei, die ohne Minaret, mit dem Halbmond auf oberer Kuppel, als grauer, recht nüchterner Bau, im westlichen Stil errichtet von den formenreichen und farbenfrohen chinesischen

Geschäftshäusern ziemlich übel sich abhebt. Ihr Inneres ist ebenso nüchtern wie ihre äußere Erscheinung. Hineingehen wollte ich nicht. Denn das verletzt der Mohammedaner religiöses Gefühl. Und ein paar Schuhe auf der Matte der Vorhalle zeigte, daß in einer Ecke, die ich durch die Glasscheibe der inneren Tür nicht überblicken konnte, ein Beter seiner Andacht oblag.

Was mich trotz des freundlichen Frühlingssonnenwetters schon so früh ins Innere der Stadt zurücktrieb, das war der Wunsch, eine Stunde in dem großen Hause des Christlichen Vereins für chinesische junge Männer zuzubringen, den ich von früher her noch in guter Erinnerung hatte. Nun waren freilich nach angelsächsischer Sonntagsauffassung fast alle Räume geschlossen, aber ein amerikanischer Pfarrer hielt als Gast für junge Chinesen einen englischen Gottesdienst ab. Ich kam gerade recht. Ein frischer Sang nach etwas öder Melodie eröffnete die Feier, an der etwa 30 Chinesen und einige Fremde teilnahmen. Die Predigt wurde, trotzdem der Pfarrer immer wieder in seine Notizblätter hineinsah, packend vorgetragen und hatte einen klaren, frommen, wenn auch nicht sehr tiefen Inhalt: Unsere Zivilisation erhält erst durch Jesus Wert und Segen, er gibt uns Verbindung mit Gott und macht uns an Liebe reich. Das ist es, was wir brauchen und was der ganzen Welt not tut, auch den Chinesen. In echt amerikanischer Weise wurden dabei die Ausdrücke, Zivilisation, Demokratie und Christentum immer wieder als gleichbedeutend gebraucht. Eine kurze Diskussion berührte die nicht unbedeutende Strömung im heutigen China, welche Wissenschaftspflege ohne alle Religion für das Heil der Zukunft hält. Dann schlossen ein erfreulich kurzes herzliches Gebet und ein zweites Lied die Andacht.

Mit großer, aufrichtiger Freundlichkeit wurde ich als deutscher Missionsvertreter von den Amerikanern und den Chinesen begrüßt. In längerem Gespräch sagte der Studentensekretär Kingsman ganz von sich aus, nicht nur Deutschland sei schuld an der heutigen Verwirrung der Welt, sondern der Materialismus und der Mammonismus, der in allen christlichen Ländern herrsche. Mit echter Freude nahmen sie alle meine Mitteilung hin, daß wir hofften, mit Hilfe aller unserer Freunde in Deutschland, der Schweiz und anderen Ländern unser Werk wieder größer ausbauen zu können. Und alle kannten und rühmten sie D. Fabers und D. Wilhelms Tüchtigkeit.

So ward ich hier warm und vertraut aufgenommen gleich beim ersten Begegnen mit dem jungen, blühenden evangelischen Missionsleben, aus dem, wills Gott, in das alte China neues Heil einströmen wird. Man erwartet mich hier wieder in Schanghai zu längerem Bleiben. Vorläufig aber geht die Fahrt von neuem hinaus aufs Meer.

Morgen grüßen uns wohl die ersten grünen Inseln des schönen Landes der aufgehenden Sonne.

Johannes Witte

Als Deutscher in Dänemark

Kurz nachdem mein in Nr. 22/23 erschienener kleiner Aufsatz in Druck gegeben war, wurde an mich von dänischer Volkshochschulseite die offene Anfrage gerichtet, wie ich mich zu den deutsch-dänischen Grenzverhältnissen stelle. Man verlangte von mir auf Ehre und Gewissen hin, daß ich dazu nicht stillschweigen dürfe *).

Ich muß zuallererst betonen, daß der genannte Aufsatz in keiner Weise eine Antwort auf die offene Anfrage war. Die Antwort wird selbstverständlich nicht von einigen bürokratischen Übergriffen ausgehen, sondern grundsätzlich Recht und Unrecht von beiden Seiten zu behandeln haben. Infolge sehr dringender starker Arbeitsüberlastung muß ich mit dieser Antwort noch eine Weile auf mich warten lassen.

Mein Aufsatz hat mir starke Angriffe, aber auch herzlich zustimmende Briefe gebracht. Man hat in recht leichtfertiger Weise mit Verdächtigungen zu arbeiten gesucht. Darauf will ich nicht antworten. Weshalb ich diesen Aufsatz schrieb? Nicht aus „Dank für genossene Gastfreundschaft", sondern als tief innerer Dank für das Erleben der überaus hohen dänischen Kultur. Und anderseits trieb mich die Interessengemeinschaft, die nach meiner Überzeugung alle völkischen Minderheiten haben. Fast ein Jahrzehnt stehe ich als Deutscher im Minderheitenkampf und weiß, wie schwer es ist, einer Minderheit anzugehören. Das Wahrhaftigkeitsgefühl und das Weltgewissen läßt mir keine Ruhe, wenn ich als Deutscher aus heißer Liebe zu meinem Volkstum für heilige Güter tagaus tagein kämpfe und dann still zusehen will, wie andere Minderheiten unter ähnlichen Lasten von deutscher Seite leiden sollen.

Daß die Alldeutschen wie auch die Alldänen meinen Aufsatz falsch auffassen würden, darauf war ich gefaßt. Aber ich darf wohl ein paar Zeilen aus einem dänischen Brief hier wiedergeben, den ich heute erhielt, und aus dem wohl meine Gegner ersehen können, daß man in Dänemark auch solch einen Aufsatz verstehen kann. Notabene ist der Schreiber ein bedeutender Volkshochschulvorsteher; das will ich dem Manne als Entgegnung schreiben, der die Volkshochschulen als besonders chauvinistische Stätten bezeichnete: „Wir haben euch nicht Gastfreundschaft gewährt mit dem Hintergedanken, daß wir euch — unsere Gäste — damit verpflichten wollten, auf diese Fragen mit unseren Augen zu sehen und mit unseren Herzen zu fühlen. Seid ihr mit uns nicht einig in diesen Dingen, so sollt ihr trotzdem willkommen sein bei uns als Freunde der dänischen Volkshochschule. ... Für uns steht und fällt Alles damit, daß es in den Grenzgebieten geistige Freiheit gibt; es gilt dort, wer von uns dort der Bevölkerung des Grenzgebietes die größten geistigen Werte bringen kann. Und um die Lösung dieser Aufgabe sollen wir ohne Bitterkeit und ohne Neid oder den grimmen Nationalhaß kämpfen in edlem Wettstreit für die entsprechenden eigenen Volksinteressen. Wir wollen nicht Deutsche bekehren, dänisch zu werden, ebenso wie ihr Deutsche das Umgekehrte nicht tun dürft; aber wir wollen Jeder in seiner Muttersprache denen, die dieselbe Sprache sprechen, alle geistige Herrlichkeit der Welt bringen."

Weil ich diese Gesinnung in vielen guten Dänen, die als Volkshochschulvorsteher und -Lehrer einflußreiche Volksführer in Dänemark sind, erlebt habe, deshalb mußte ich mein Gewissen in jenem Aufsatz befreien. Ich weiß, daß auch von den Alldänen Unrecht getan wird. Ich bin weit davon entfernt, alles Unrecht auf deutscher Seite zu suchen. Aber wie z. B. die Sonderburger Zeitung, die mir vorliegt, meinen Aufsatz zu widerlegen versucht, so geht es denn doch nicht.

Sie stellt alles, worauf es mir ankommt, bei Seite, und hängt sich an einzelne Beispiele dänischer Toleranz, die ich brachte und die sie mir abstreiten wollen. Die Beispiele preußischer Intoleranz erwähnt sie kaum: und um diese geht es doch in jenem Aufsatz!

Die Tatsache, daß deutschfeindliche Zeitungen meine Notiz mißbrauchend widergeben, ist kein Grund, sie ungeschrieben zu wünschen.

Mir ist es eine besondere Genugtuung, daß selbst d ä n i s c h e Zeitungen und Zeitschriften den Aufsatz recht verstehen und nicht weitergehend von ihm reden, als er wirklich Bedeutung hat, d. h. daß sie ihn nicht ausbeuten. Das ist mir wieder ein Beweis, daß man wohl in der deutsch-dänischen Grenzfrage ganz anders reden darf und kann, als in den sonstigen deutschen Grenzfragen. So stellt „Højskolebladet" in seiner Nr. 25 vom 20. 6. 1924 die jüngsten Veröffentlichungen von Pastor D. Schmidt-

*) Das ist offenbar dieselbe Anfrage, auf die Pfarrer H a n s S t ö r m e r in Lüdenscheid in Nr. 320 der Vossischen Zeitung vom 8. 7. geantwortet hat. Auf diesen Artikel sei noch nachdrücklich hingewiesen. D H

Wodder, Pastor Johannes Tonnesen-Rendsburg und meinen Aufsatz zusammen und bemerkt dazu, daß dieser letzte alle die kleinen Schikanierungen gegen die dänische Minderheit südlich der Grenze zusammenträgt. Das wollte ich! — und mehr nicht!

Im übrigen glaube ich wirklich nicht — und dies ist nicht im Geringsten ein Rückzug — daß vom Standpunkt meines Aufsatzes D. Schmidts offener Brief an Erzbischof Söderblom oder Pastor Tonnesens Aufsatz „Die 188" im „Schleswigholsteiner" vom 9. 6. 1924 als gegensätzlich oder unvereinbar miteinander aufgefaßt werden müssen.

Ich glaube, es handelt sich hier hauptsächlich um die Methode! Ich empfinde es als überaus drückend und hemmend, wenn man mit so vielen kleinen und größeren Ketten am Fuß in den ehrlichen freien Kampf zieht. Durch das niedergeschlagene Visier hatte der Ritter zwar manchen Vorteil, aber sein Blick war ungeheuer eingeengt! Kämpfen wir mit offenem Visier — unter klarem, unzweideutigen Zugeben unserer Fehler —, so haben wir von vornherein eine viel stärkere Stellung.

Ich glaube, daß man meine grundsätzliche Stellung, wie ich sie bald äußern werde, jetzt in Dänemark viel objektiver anhört, nachdem durch den Aufsatz in der Christlichen Welt die besten Voraussetzungen geschaffen sind.

Dornfeld bei Szczerzec (Lwow) Fritz Seefeldt

Nachwort.

Als Herr Pfarrer Dr. Seefeldt diesen Artikel schrieb, kannte er noch nicht die Äußerungen im „Apenrader Tageblatt" und „Schleswig-Holsteiner". Er hat sich dann mit ihnen geduldig und vornehm auseinandergesetzt, und wir haben auch diesen umfänglichen Nachtrag setzen lassen, um ihn unsern Lesern vorzulegen. Aber er möge verzeihen, wenn wir das nun doch nicht tun. Jene Zeitungen haben durch ihren Ton das Recht auf eine Antwort verscherzt. Unser Raum ist zu kostbar dafür. Was Herr Pfarrer Seefeldt geschrieben hat, werden wir den Redaktionen brieflich mitteilen.

Wie schon aus Obigem hervorgeht, hat es Herrn Pfarrer Seefeldt und uns fern gelegen, in die dänische und deutsche Politik von heute einzugreifen. Vielleicht gibt uns das eben erschienene Buch: Erlebnisse und Beobachtungen des ehemaligen Generalsuperintendenten von Schleswig D. Theodor Kaftan, von ihm selbst erzählt (Kiel, Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, zu beziehen durch J. M. Hansen in Prentz, 403 S.) einen guten Anlaß, auch darüber zu berichten. Um das Wesentliche meiner Meinung nicht zu verschweigen: die Deutschen haben den Fehler gemacht, die Verpflichtung, die in § 5 des Prager Friedens gegeben war, nicht zu erfüllen. Dann wären die Dänen 1918 nicht nach Versailles gegangen. Und die Dänen hätten trotzdem nicht nach Versailles gehen sollen. So ist nun, wie die Dinge liefen, aus alter Feindschaft neue Feindschaft geworden. Das alte Elend mit umgekehrten Vorzeichen. Und zwei edle Völker, gleicher Abstammung und in vielen Zeiten durch Geschichte und Kultur eng verbunden, finden den Frieden nicht. Wir wissen von D. Schmidt-Wodder und sind ihm dankbar, wie er als einziger deutscher Abgeordneter in Kopenhagen das Interesse des Deutschtums vertritt. Aber es liegt auch im Interesse des Deutschtums, daß diesseits der Grenze im Kleinen wie im Großen eine gute Politik gemacht wird. Alle unsre Gewährsmänner zur Sache, die wir inzwischen hörten, klagen darüber, daß der Kampf der Nationen dort oben von den Dänen klüger und feiner, von uns plumper geführt werde. Das ist auch dem Verfasser unsers Artikels in Nr. 22/23 auf die Nerven gefallen. Aus seiner Liebe zu Volk und Vaterland heraus. Ich kann das so gut verstehen; macht man doch ähnliche Erfahrungen, so oft man im Auslande reist. Wir haben aber ihm das Wort vergönnt, weil er kein gewöhnlicher deutscher Reisender ist, sondern im Kampfe für das Deutschtum draußen in vorderster Reihe steht, nicht mit Worten, sondern mit dem Werke seines Lebens. Weil er ein leidenschaftlicher Deutscher ist, darum hat er jenen Artikel geschrieben. Wir wissen uns so eins mit seiner patriotischen und christlichen Gesinnung, daß wir hoffen, ihm noch oft zu begegnen.

Ein Irrtum des „Apenrader Tageblatts" sei doch erwähnt. Es liest aus einem harmlosen Brief des H. Pfarrer Seefeldt heraus: „daß der Briefschreiber ständig den ‚Hejmdal' zugeschickt bekomme". Dies war aber gar nicht der Fall, und so fällt der Schluß: „seine Hauptquelle, der Hejmdal".

Einen guten Bericht über die jetzigen Vorgänge an unsrer Nordgrenze erhielten wir von Herrn Lehrer a. D. Eduard Glake in Apenrade; den bringen wir womöglich noch zum Abdruck.

Endlich auf all das Schelten über die „Christliche Welt". Wir begreifen ja, daß Leute, die nun plötzlich mal bei solcher Gelegenheit unser Blatt zu sehen bekommen, ihm urteilslos gegenüberstehen. Wer uns kennt, weiß, daß wir Freunde der freien Rede sind, nicht nur für uns, sondern auch für solche, die sich an uns wenden. Rede und Gegenrede mag dann das Rechte an den Tag bringen. Wir rechnen mit mündigen Lesern, die ein Urteil haben, bevormunden sie nicht, aber muten ihnen auch etwas zu. Dabei wird es bleiben.

Der Herausgeber

Antwort an Paul Jaeger

Es tut mir leid, nicht in der Lage zu sein, als derjenige von den Brüdern Barth, der diesmal als Anstifter in Betracht kommt, Pater peccavi sagen zu können. Ich habe Herrn D. Paul Jaeger immer als einen außergewöhnlich ernst zu nehmenden Vertreter der theologischen „Richtung" hochgeschätzt, in der ich mit Recht oder Unrecht nicht mehr mitgehen zu dürfen meine, und es macht mir keine Freude, noch einmal öffentlich gerade ihm widersprechen zu müssen. Aber ich meine seine Schrift wirklich nicht mißverstanden zu haben. Seine Ausführungen in Nr. 29/30 — in entscheidender Weise die vier letzten Zeilen! — bestätigen mir, daß er mit seinem „Innseits", gerade als „Richtungswort" verstanden, etwas meinte, das mit dem, was ich Jenseits nenne, nichts zu tun hat, daß ich darum meinen Protest gegen seine Parole aufrecht erhalten muß und daß die beanstandeten Sätze, von mir aus gesehen, noch heute rechtmäßig an ihrem Ort stehen.

Vielleicht bedeutet es immerhin eine Milderung der Situation, die, was das Persönliche betrifft, auch mir erwünscht ist, wenn ich zunächst zur Exegese jener Stelle aus meinem Vortrag*) auf Folgendes aufmerksam mache. Sie fängt an mit den von Jaeger nicht zitierten Worten: „Wir meinen zu verstehen, was der deutsche Theologe wollte, der während des Krieges die Entdeckung machte ..." Auch wenn Jaeger sich nun gerade nicht verstanden fühlt, wird er doch zugeben, daß das Ganze sich etwas weniger bösartig liest, wenn man diese Worte nicht unterdrückt. Ferner: Eine Jaeger zugedachte „Belehrung" konnte doch wirklich (darum habe ich auch damals absichtlich seinen Namen nicht genannt) nicht die Absicht jener Stelle sein. Ich hatte es, als ich sein „Innseits" aufgriff, zum Allerwenigsten mit ihm und seiner Schrift zu tun. Seine Parole kam mir aber gerade recht als prägnanter Ausdruck des theologischen Gedankengangs, von dem ich demonstrativ Abstand nehmen wollte. „Das hat nun gerade noch gefehlt!" so hat damals gleich die Ankündigung seiner Schrift auf mich gewirkt. Hatte ich Unrecht, ihren Titel als typisch heraus zu greifen? Sagt Jaeger nicht selber: „Was hierzu gesagt werden konnte, lag sozusagen in der Luft. Es war nur nötig, die verschiedenen Strahlen in einer Linie zu sammeln"? („Innseits", Vorwort S. V.) War ich verpflichtet, um der Gerechtigkeit willen zu einer kleinen Rezension auszuholen? Jaeger, der selbst ein Meister ist im Zitieren von fremden Stimmen, weiß, daß man das nicht immer kann und daß in solchen Fällen Manches, was man im Anschluß an ein Wort eines Andern im Allgemeinen sagt, der Präzisierung bedürfte, um als „Belehrung" des Betreffenden, als gerechte Würdigung seines speziellsten Falles wirken zu können. Gegen das, was „sozusagen in der Luft" lag, gegen die „verschiedenen Strahlen" der Schleiermachertheologie, die ich in der Linie „Innseits" klassisch gesammelt sah, schrieb ich jene Sätze, nicht gegen Jaeger im Besonderen, obwohl sie natürlich auch Jaeger im Besonderen betrafen und (nach meiner Ansicht von seiner Schrift) noch heute, und zwar ganz genau, betreffen. Und aus noch größerer Ferne von Jaeger im Besonderen ist das beanstandete Wort meines Bruders geschrieben, was wieder nicht zu hindern braucht, daß es die Sache auch in Bezug auf Jaeger im Besonderen auf den durchaus zutreffenden Namen bringt. Ferner: Ich habe nicht gesagt: das „schlangenkluge Wortspiel", sondern wie Jaeger vorher richtig zitiert: das „mehr schlangenkluge als taubeneinfältige Wortspiel". Das ist eine Verwendung des dialektischen Gleichniswortes Matth. 10, 16, durch die sich jedenfalls ein Theologe nicht schon an sich (wegen des Wortes „Schlange"!) verletzt zu fühlen braucht. Und was den Ausdruck „Wortspiel" betrifft, der Jaeger ja nach S. 18 seiner Schrift selbst durch den Kopf gegangen sein muß, so wird er doch kaum bestreiten können, daß „Entdeckungen" wie die seinige (oder wie z. B. die von Dörries in Bezug auf 1. Joh. 2, 15 gemachte!) jedenfalls formal als „Wortspiele" in Anspruch genommen dürfen, ohne daß damit schon an sich eine Verletzung des betreffenden Entdeckers gegeben ist. Es gibt ja auch tiefsinnige Wortspiele. Endlich die Erinnerung, daß auch die Zusammenstellung: „das ‚satanische Wort' Innseits" nicht von mir stammt, sondern von Jaeger.

*) Der Christ in der Gesellschaft, Würzburg 1920, S. 47 = Das Wort Gottes und die Theologie, München 1924, S. 65. Dazu Heinrich Barth, Das Problem des Ursprungs u. s. f. München 1921, S. 20 f.

Um das Sachliche eingehend zu begründen: daß ich mich weder durch E. Foerster noch jetzt durch P. Jaeger selbst für dahin belehrt halte, daß ich „den Unrechten getroffen habe", müßte ich nun doch — und das wird man hier nicht von mir erwarten — zu einer Besprechung der sehr reichhaltigen und vielseitigen Schrift „Innseits" übergehen. Ich begnüge mich, den Sinn meiner damaligen polemischen Anknüpfung gerade an sie ganz kurz zu verdeutlichen. Die Absicht der Jaegerschen Schrift ist notorisch von A bis Z eine apologetische. Im Gefecht mit Drews, wie er in Nr. 29/30 selbst berichtet, gibt er die verlorene Position eines Jenseits „draußen" auf, und hält („Sofort nun wende dich nach innen!") „Umkehr, d. h. Einkehr" (S. 21), innere Abwendung von der „Welt", d. h. von der „Sinnlichkeit", von dem „naturwissenschaftlich Erkennbaren", von der „nachweisbaren Wirklichkeit" (S. 29 f.) und „dringt" „mit unserm Innersten ins Innerste des Lebens" (S. 104), in „die leuchtende Wirklichkeit der geistigen Welt" (S. 94), ja zweifellos in die „Ewigkeit", die nach Novalis „in uns oder nirgends" ist (S. 17), an einen Ort, wo er sich für „in Gott geborgen" hält, wo es „ganz stille" ist (S. 104). Ich meine wirklich zu verstehen, was mit solchen Wendungen (ich könnte die Zitate beliebig vermehren) gemeint ist, und unter welchen praktischen Gesichtspunkten und Nötigungen man sich unter Anderm an diesen Gedanken und an der durch sie bezeichneten Realität freuen und stärken kann. Aber Jaeger findet sich bei diesem Gedankengang nicht nur einig mit Goethes „lösendem Wort", daß der „Mächtige der Erdensöhne" die von ihm, dem Halbgott, zerschlagene „schöne Welt" prächtiger in seinem Busen wieder aufbauen solle (S. 16), sondern nun auch (Einkehr = Umkehr S. 21, vgl. den letzten Satz in Jaegers Entgegnung!) mit der biblischen Bußforderung. Das ists: die idealistisch-mystisch-ethische Reaktion gegen den allzu großen Naturalismus der Zeit, identisch gesetzt mit der evangelischen Metanoia — das mittelst dieser Reaktion entdeckte Universum im Innern, identisch gesetzt mit dem echten Jenseits des „Reiches Gottes", das auf Grund von Luk. 17, 21 zum soundso vielten Male „klar" für die „Umbiegung des Jenseitsgedanken nach innen" sprechen soll (vgl. die beiden Mottos auf dem Titelblatt und S. 19), das ists, was wir Preisgabe und Verflachung des Jenseits zum Innseits der religiösen Psychologie nennen. „Wir haben Abwehr nötig gegen des Geisteslebens religiöse Verehrung", schreibt mein Bruder kurz vor der bewußten Stelle, — gleichviel ob das „Geistesleben" nun mehr ethisch oder wie bei Jaeger mehr mystisch gefaßt wird. Ich bestreite, daß sich in der von Jaeger eingeschlagenen „Richtung" etwas Anderes entdecken läßt als eben — Geistesleben, mit anderen Worten, daß der Mensch, „innseits" wandernd, anderswohin gelangt, als eben (Jaeger kommt S. 91 f. in gefährliche Nähe dieser Einsicht) zu sich selbst und in allen Tiefen und Untiefen immer wieder zu sich selbst, in „unser bischen Innseits". —

Daß auch das Innseits ein Jenseits sei (S. 34 — „in deinem Busen"!?) das kann man nicht durch nachträgliche oder gleichzeitige Beteuerung glaubwürdig machen, nachdem man sich durch das starr-undialektische Entweder-Oder: „nach innen zu oder nach außen" (siehe oben!) und durch die fluchtartige Entscheidung für das Entweder die Möglichkeit dazu schon im Ansatz genommen hat. In einem echten „Jenseits", in dem trans, von dem ich in jenem Vortrag zuletzt zu reden versuchte, müßte offenbar gerade dieses Entweder-Oder von „Innen" und „Außen", bzw. das der „Richtungen" dahin oder dorthin ebensowohl gesetzt als aufgehoben, aufgehoben als gesetzt sein. In Beziehung auf das Jenseits Gottes könnte die Parole „Einkehr" („draußen im All ist nichts" S. 19) unmöglich das letzte Wort sein. Wer von dem echten Jenseits wüßte, der wüßte von einer dritten „Richtung", die keine „Richtung" des Menschen ist. Die neutestamentliche Lehre von der Auferstehung der Toten, nach der ich mich in Jaegers Eschatologie vergeblich umsehe, weiß von diesem Dritten. Ob er nicht letztlich sogar Goethe etwas allzu hemmungslos für seine Parole in Anspruch genommen hat? Ich klage niemanden an, der sich, im Gedränge mit dem theoretischen und praktischen Materialismus befindlich, des Feindes nicht anders zu erwehren weiß, als indem er sich der Gegenseite, einem prometheischen Spiritualismus, meint in die Arme werfen zu müssen; denn ich weiß zu gut, wie schwer es ist, gerade in den kritischen Situationen des Pfarramts (wenn auch wahrlich nicht nur da!) in Sachen jener dritten Richtung, in Sachen des christlichen Glaubens auch nur wieder buchstabieren zu lernen. Ich protestiere aber mit allen Mitteln gegen die alles Lernen in Sachen des christlichen Glaubens im Keim abtötende theologische Denkgewohnheit, derzufolge von wegen Apologetik und Seelsorge das „Universum im Innern", dessen Realität ich gewiß nicht bestreite, dasselbe sein soll wie das neutestamentliche Gottesreich.

Und ebenso höre ich nur Worte. Worte an deren Aufrichtigkeit ich wirklich keinen Moment zweifle, aber doch nur Worte, wenn man von Gottes „völliger Unbegreiflichkeit" redet (S. 111 f.), nachdem man vorher (S. 24) den Gott der Frommen „die unendliche Innigkeit" genannt hat. Kann man denn von einem „Sich richten" dahin oder dorthin sprechen, das nicht auch ein „Begreifen" wäre, wenn nicht mit dem Verstand, dann eben mit irgendeinem unmittelbaren Greiforgan? Was hat das Jaegersche „Innseits" gerade als „Richtungswort" für einen Sinn, wenn nicht den einer Anleitung zum Begreifen Gottes? Können wir „mit unserm Innersten in das Innerste des Lebens" dringen, dann können wir jedenfalls nicht von Gottes Unbegreiflichkeit reden. Das könnten wir erst bei der Einsicht, daß es sich im Verhältnis zum echten Jenseits überhaupt nicht darum handeln kann, dahin oder dorthin (weder nach außen noch nach innen!) uns zu „richten", sondern, wiederum nicht von daher oder dorther, sondern von Gott (ich brauche nun auch ein Wortspiel:) gerichtet zu sein, und d. h. zu glauben und zu gehorchen, was mit aller mystischen Dringlichkeit gar nichts zu tun hat. P. Jaeger wird mir gewiß antworten, daß er das so gut wisse wie ich. Worauf ich ihm sage, daß ich ehrlich überzeugt bin, daß er, der soviel Ältere und Erfahrenere, es sogar sicher sehr viel besser weiß als ich, aber daß er jedenfalls bei der Abfassung seines „Innseits" und seiner Polemik in Nr. 29/30 nicht daran gedacht zu haben scheint. Ein bischen erschütterter müßte sonst der klassische Idealismus sein, der in diesen beiden Dokumenten zu Worte kommt.

Göttingen Karl Barth

Verschiedenes

Du kannst, denn du sollst! Wie oft wird in diesem Kantjahr dieses Kantwort zitiert worden sein. Es ist aber gar kein Kantwort!

Neugierig, wo es eigentlich zu lesen sei, und selber müde des Suchens, fragte ich die kundigen Philosophen, und Niemand wußte es. Endlich kam ich bei Geheimrat Vaihinger an den Rechten.

Daß der Gedanke Kantisch sei, darüber bestand ja kein Zweifel. Es mag genügen, auf die „Kritik der praktischen Vernunft" S. 36, 44, 172 der Reclamschen Ausgabe hinzuweisen. So schreibt auch Dr. Vaihinger: „Die Wendung gibt allerdings den Geist der Kantischen Freiheits- und Morallehre sehr treffend wieder. Aber" fährt er fort, „sie findet sich in jener zugespitzten Formulierung nicht bei Kant selbst, auch nicht bei Reinhold und Fichte, wohl aber bei Schiller. Zu seinen Xenien wird noch ein größeres Gedicht gerechnet: ‚Die Philosophen'. Da kommt ein ‚Lehrling' in die Unterwelt, um sich bei den Philosophen Rats zu erholen, und acht Meister geben ihm Antwort, jeder in einem eigenen Distichon, aber ohne Nennung des Namens. Der ‚Erste' ist Cartesius, der ‚Zweite' Spinoza, der ‚Dritte' Berkeley (des ‚Idealismus' hier zum ‚Solipsismus' verschoben ist), der ‚Vierte' Leibniz, der ‚Fünfte' Kant als theoretischer Philosoph (Erkenntnistheoretiker), der ‚Sechste' Fichte, der ‚Siebente' Reinhold, der ‚Achte' wiederum Kant, aber nun als praktischer Philosoph, als Ethiker, und sein Distichon lautet:

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden;
Aber der praktische Satz gilt doch: Du kannst, denn du sollst!

„Schiller" so bemerkt Dr. Vaihinger weiter, „identifiziert sich jedoch nicht mit der Formel: das lehrt schon das folgende Distichon, das lehrt auch die in der Nähe stehende ‚Jeremiade', wo die ‚Tugend' zur ‚Ästhetik' gerechnet wird; sicherer aber und deutlicher lehren dies die ‚Philosophischen Abhandlungen', in denen er Kants Rigorismus ablehnt. Näheres findet sich in den verschiedenen Briefen, die über Schiller und sein Verhältnis zu Kant geschrieben sind." R

Indisches? Zu Pöhlmanns Bemerkungen nur eine kleine Äußerung. (Nr. 24/26 Sp. 487.) Man braucht ja nicht völlig mit Bonus mitzugehen und kann seine Sätze reichlich zugespitzt finden. Aber zu solchen Kassandrarufen, wie Pöhlmann sie ausstößt, bieten sie keinen Anlaß. Die Ethisierung der Religion in allen Ehren, sie liegt im Zuge europäischen Denkens und ist sein Charisma, sein Schicksal. Daß aber die Einsicht sich durchsetzt, daß das Religiöse ganz selbständig vom Sittlichen sein Eigenleben hat und daher auch noch ganz andere Verbindungen eingehen kann und muß, als die mit dem Sittlichen, das sollte Niemanden mehr erschrecken. Denn wir sollten die Gefahr unserer europäischen ethisierenden Gedankenbildung erkannt haben und dankbar sein für jedes Korrektiv, und wenn es indisch wäre. Jene Gefahr besteht in der Rationalisierung der Religion, zumal dann, wenn das Sittliche unwillkürlich dem Bürgerlichen angenähert wird. Das Rationale ist aber der Tod der Religion (vgl. Hauer, „Die Religionen", S. 44), auch wenn es im Schema des Ethischen auftritt; das Ethische in der Religion wird stets ein Gegengewicht brauchen, das in der von Bonus gewahrten Richtung liegt. Niemand will Kants Erbe verschleudern, aber ganz zuletzt kommt es Niemand auf Kant an, sondern auf die königliche Allseitigkeit der Religion, von der Kant eben auch nur eine Seite hat, wenn auch eine wichtige.

Würdenhain Karl Müller

Weiteres zum Reichselterntag. Vgl. Nr. 22/23. 29/30. Ich kann die Äußerungen von Herrn Oberstudienrat Schlemmer in Nr. 29/30 der Christlichen Welt nicht unwidersprochen lassen. Denn die Frage, um die es sich handelt, ist viel zu ernst, als daß man Mißverständnisse einwurzeln lassen dürfte.

Herr Schlemmer führt mich als Kronzeugen dafür an, daß für den Religionsunterricht „eine drückendere Aufsicht im Anzuge ist, als wir sie bisher je gekannt haben". Er verweist dabei auf mein volkstümliches Schriftchen über die evangelische Erziehungsschule und auf meine Vorträge im Berliner Religionspädagogischen Institut. Es sei mir gestattet, aus dem erstgenannten Schriftchen zwei Sätze anzuführen: „Wenn man der evangelischen Kirche eine Kontrollbefugnis über die evangelische Schule auf dem Präsentierbrett anböte, so würde sie sie nicht nehmen" (S. 85). Und „Kontrolle erzeugt Mißtrauen und Bitterkeit. Was aber der Religionsunterricht mehr als jeder Unterricht braucht, ist Freudigkeit und Vertrauen; deshalb muß er in Freiheit erteilt werden" (S. 90).

Was meine Vorträge anlangt, so hat sie Herr Schlemmer nicht selbst gehört. Vermutlich stützt er sich auf einen sehr mißverständlichen Bericht der Vossischen Zeitung, gegen den ich bereits an anderer Stelle habe Verwahrung einlegen müssen. Ich stelle fest, daß sich auch diese Vorträge in derselben Linie bewegt haben, die die oben angeführten Zitate zeigen.

Wenn man mich nach allem, was ich über diese ganze Frage in der Öffentlichkeit wieder und wieder vertreten habe, als Vorkämpfer für eine „erdrückende Aufsicht" über den Religionsunterricht bezeichnet, so kann ich darin nur ein starkes Maß von Voreingenommenheit erblicken. Diese Voreingenommenheit, die sich durch die ganzen Ausführungen von Herrn Schlemmer hindurchzieht, richtet sich gegen alles, was evangelische Kirche heißt. Sie findet sich leider nicht nur bei ihm allein. Und diese Voreingenommenheit ist, soweit ich zu sehen vermag, das einzige ernsthafte Hindernis, das sich einem wirklichen Frieden zwischen Schule und evangelischer Kirche entgegenstellt.

Berlin, den 21. Juli. Dibelius

Zu der vorstehenden Erwiderung in Kürze folgende Bemerkungen:

1. Die von Herrn Oberkonsistorialrat Lic. Dr. Dibelius aus seiner Schrift angeführten Sätze sind mir natürlich bekannt, auch von mir selbst schon oft zitiert worden. Warum ich trotzdem die Schulpolitik des Herrn Dibelius als die Vorbereitung einer drückenden Aufsicht ansehen muß, habe ich genauer dargelegt in meinem Artikel „Niederlegung des Religionsunterrichts?" (Monatsbl. f. ev. RU. 1923); ich muß hier darauf verweisen, um überflüssige Wiederholungen zu vermeiden. Daß die Berliner Vorträge — die ich übrigens keineswegs aus Zeitungsberichten kenne — nach dieser Richtung hin irgendeine Änderung bedeuten, wird ja auch von Herrn Dibelius nicht behauptet.

2. Die von mir vertretene Ansicht findet sich in der Tat „nicht nur bei mir allein". Sie ist vielmehr die Ansicht des größten Teils der Religionslehrerschaft und die des von mir vertretnen Bundes.

3. Herr Dibelius behauptet, ich sei voreingenommen „gegen alles, was evangelische Kirche heißt". Ich muß gestehen: eine eigenartige Quittung auf fast 20jährige ununterbrochene positive Mitarbeit auf den verschiedensten Gebieten des kirchlichen Lebens. Nun, ich rechne diese Quittung zu den vielen schmerzlichen Erfahrungen, denen man als kirchlich tätiger „Laie" leider Gottes ausgesetzt ist.

Hans Schlemmer
Erster Vorsitzender des Reichsbundes für Religionsunterricht und religiöse Erziehung.

Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands 1923. Ein Hilfsbuch zur Kirchenkunde der Gegenwart. In Verbindung mit Schian, Ulbrich, P. Richter, E. Schaeffer, Bunke, Schubert, Konst. Frick, Bachmann herausgegeben von J. Schneider. 50. Jahrgang. Gütersloh, Bertelsmann. 484 S. 8, geb. 10 Mark.

Das verdienstvolle Werk, dessen Unentbehrlichkeit von allen Seiten anerkannt worden ist, erscheint zum 50. Male. Bedenklich macht die Bemerkung des Vorwortes, daß das Weitererscheinen des Buches von dem Absatz dieses Jahres abhängig wäre. Wozu hat der DEKA sich ein statistisches Amt angegliedert, wenn er dessen Arbeiten nicht der Öffentlichkeit zugänglich machen kann? Solch ein Werk darf nicht von den Zufälligkeiten des Büchermarktes abhängig werden. Wir wünschen, daß es noch viel mehr gelesen würde. Wer Zahlen zu lesen versteht, wird viel Interessantes darin finden. Um nur einiges Wenige hervorzuheben: daß die Unkirchlichkeit des Landes mehr zunimmt als die der Städte; daß Berlin eine steigende Kirchlichkeit hat; daß die evangelische Kirche trotz der verschärften katholischen Mischehenpraxis bei den Taufen aus Mischehen im Aufstiege ist; daß die süddeutschen Kirchen an dem Rückgang des kirchlichen Lebens seit 1910 nicht beteiligt sind; daß die reichsdeutschen Diasporagemeinden die Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins nicht mehr brauchen, daß aus den außerdeutschen Kirchengebieten nicht mehr einzelne Gemeinden, sondern ganze Kirchenkörper Hilfe verlangen u. a. m.

Gerade die Bedeutung des Werkes fordert aber eine eingehende kritische Beurteilung. Es sind hier nicht bloß Ausstellungen im Einzelnen zu machen, wie sie ja auch bei größter Umsicht bei einem solchen umfassenden Werk nicht ausbleiben können. Aus meinem besonderen Kirchengebiet habe ich anzumerken, daß die Mitteilung von Einrichtung einer Pachtkammer in Anhalt S. 382 ein Mißverständnis ist; daß eine „voreilige Behauptung", die Zentralisierung der Pfründen könne die Notlage der Kirche völlig beseitigen, nirgends gefallen ist, daß aber allerdings diese Zentralisierung ein wesentliches Hilfsmittel ist und, wie der sächsische kirchenregimentliche Entwurf zeigt, von Sachverständigen auch in größeren Kirchen für durchführbar gehalten wird. Ferner: die Keutschener Woche ist nicht, wie S. 413 behauptet wird, mit dem Pfortaer Studentenkreis identisch. S. 167 ist eine nähere Ausführung über den Verein enthaltsamer Pastoren zu vermissen; S. 89 ist der tschechische Name Jednota (es ist der tschechische Priesterverein) anscheinend nicht verstanden. S. 107 ist bei den Ausführungen über die vermehrten Ehescheidungen nicht berücksichtigt, daß viele von diesen schnellen Scheidungen die oft voreilig geschlossenen Kriegsehen betreffen. Andere Berichtigungen hat Schubring im Protestantenblatt 5/6 gebracht, mit dessen eingehender, sachlicher Kritik ich völlig übereinstimme.

Außerdem aber sind gegen die ganze Anlage des Buches Bedenken zu erheben. Die Verteilung unter verschiedene Verfasser, die für ihr Gebiet verantwortlich zeichnen, war wohl nicht zu vermeiden. Die Redaktion des Herausgebers hätte aber schärfer einsetzen und die häufigen Wiederholungen herausstreichen müssen: so wird z. B. der verstorbene Leiter des Stephanstiftes in Hannover D. Oehlkers viermal in dem Buche gewürdigt. Überhaupt ist dem Buche eine gewisse Weitschweifigkeit eigen: musterhaft in seiner Knappheit ist demgegenüber der Artikel über das Auslandsdeutschtum. Was sollen diese ausführlichen Kongreßberichte, die Auszüge aus den Reden, die kaum alle von weltbewegender Bedeutung sind. Wenn denn schon die Finanzierung des ganzen Unternehmens schwierig war: hier hätte bedeutend gespart werden können, vielleicht bis auf drei Viertel oder zwei Drittel des Umfangs, und die Lesbarkeit des Buches hätte dadurch gewonnen. Es wäre auch dem vom Herausgeber geschriebenen Aufsatz über die Kirchliche Zeitlage von entschiedenem Vorteil gewesen, wenn der Verfasser es über sich hätte gewinnen können, seine Ansichten über die Fehler der Regierungen und Parteien seinen Lesern zu ersparen, zumal sie nichts bringen, was man nicht überall in den nationalistischen Zeitungen hätte lesen können.

Warum überhaupt so viele Urteile in dem Buche, die notwendig einseitig sein müssen. Man lasse doch die Tatsachen für sich sprechen. Wie schief, wenn S. 72 das „Gelübde der Taufpaten" mit dem Konfirmationsgelübde gleichgestellt wird, als ob nicht der Hauptanstoß darin läge, daß dort Kindern ein Versprechen abgenommen wird, von dessen Tragweite sie noch keine Erkenntnis haben können! Oder wenn gesagt wird, die „Entleerung des Gelübdes" würde „die Konfirmation kirchlich entrechten". Warum diese einseitigen und wenig gründlichen Verwerfungsurteile S. 173/74 über Kino und Theater, als ob nicht beides Institute wären, die bei anderem Gebrauch fördernd wirkten! Am bedenklichsten wird aber diese Sucht zu urteilen, wo es sich um das zwischen den kirchlichen Richtungen strittige Gebiet handelt, während doch die Behandlung der vorliegenden Materie bei strenger Sachlichkeit des Dankes aller Richtungen sicher gewesen wäre. Ich mache den Verfassern nicht zum Vorwurf, daß sie manches anders sehen als wir, wie z. B. sehr deutlich in Bachmanns Artikel über Kirche und Schule. Ich verwehre dem Herausgeber auch seine lebendige Schilderung nicht, die ganz naturgemäß subjektive Färbung annehmen muß. Aber oft hat man den Eindruck, daß er sich im Ausdrucke gehen läßt und kleine malitiöse Seitenhiebe sich nicht versagen kann. So S. 80: Dem Volksverein für Feuerbestattung, „der (s. S. 79) die Mitwirkung von Geistlichen gestattet und sich religiös völlig freihält", dient sehr bereitwillig Pfarrer Bleier aus Charlottenburg". S. 234: Die Reinoldi-Kirche in Dortmund, „die seinerzeit durch Pfarrer Traub ein unrühmliches Aufsehen gemacht hatte" (NB. die Kirche!). S. 446: „Mutiges Christentum, dessen Titel eine prätendierte Selbsteinschätzung zur Schau stellt." S. 426: v. Zastrows Geheimreligion der Gebildeten, die weder Religion noch etwas Geheimes gewesen sei, „sondern die idealistisch verbrämte Nützlichkeitsphilosophie der Bierbank".

Schlimmer ist die Unsachlichkeit, wenn einzelne Entgleisungen oder besondere Radikalismen einer ganzen Bewegung in die Schuhe geschoben werden. Haben wirklich, wie S. 406 steht, die ernsten Bibelforscher neuerdings empfohlen, kurzerhand alle Lehrer und Geistlichen einfach totzuschlagen? Darf man alles das, was S. 418 angeführt wird, von den Freidenkern und Freireligiösen behaupten? Latet anguis in generalibus.

Mit wie unaleichem Maße gemessen wird, wenn es sich um die gegnerische Richtung handelt, hat Schubring a. a. O. hinsichtlich der Präambelverhandlungen und der neuesten theologischen Kontroversen nachgewiesen. Das ist einfach nicht zu rechtfertigen, am wenigsten in einem statistischen Jahrbuch. Wir erleben es ja immer wieder, daß die immer lebendig gewesene Selbstkritik in unseren Reihen, die aus starkem Wahrheitsdrang heraus ohne jede Rücksicht auf die Auswertung in der Öffentlichkeit schreibt, von der Rechten frohlockend als Bestätigung ihres Verwerfungsurteils gebucht wird. Was davon auf S. 426 des Buches zusammengetragen und das Urteil, das daraus gefällt wird, ist allerdings mit der vom Verfasser für sich in Anspruch genommenen

möglichsten Neutralität schwer zu vereinigen. Selbstverständlich werden hier nicht bloß Barth-Gogarten, Bultmann, Rittelmeyer, sondern auch Baumgarten und last not least Veller als Kronzeugen dafür verwendet, daß der Neuprotestantismus das Fundament seiner Existenz verloren hat. „Er wird nun sehr schnell alt werden. Es ist sein verdientes Schicksal."

Und doch ist das noch nicht der schwerste Vorwurf, den wir gegen die Unparteilichkeit des Buches zu erheben haben. Sondern, daß in einem statistischen Überblick, in dem die Fülle der Kongresse von vielfach recht geringer Bedeutung den Leser erdrückt, der Evangelisch-Soziale Kongreß ganz fehlt, ganz fehlt der Bund für Gegenwartchristentum und die Freunde der Christlichen Welt, ganz fehlt der Verband des freien Protestantismus; daß in der Darstellung der Jugendfürsorge der Bund deutscher Jugendvereine mit keinem Worte erwähnt ist, kurz, daß hier eine ungleiche Behandlung, die bis zum völligen Totschweigen führt, gegenüber den Bestrebungen des freien Protestantismus, ja sogar gegenüber Veranstaltungen ohne Parteitendenz, an denen nur der freie Protestantismus stark beteiligt ist, geübt wird. Hier hat, der Eindruck läßt sich nicht verwischen, der Statistiker seine Gaben nach Gunst verteilt, wie er denn auch bei der armenischen Mission S. 199 Lepsius nicht erwähnt, dagegen über einen so bedenklichen Außenseiter wie Baronigian berichtet.

Auf S. 12 hat der Herausgeber sein „ehrliches Bestreben, nicht tendenziös zu schreiben, frei bleiben zu wollen von parteilichen Voraussetzungen" ausdrücklich betont. Wir müssen ihm selbstverständlich glauben, daß er dies ehrliche Bestreben gehabt hat. Wir müssen aber andererseits konstatieren, daß es ihm nicht gelungen ist, das von ihm erstrebte Ziel zu erreichen. Wie unendlich schwer muß es doch sein, ohne Parteibrille zu sehen! Welche Lebensnotwendigkeit, zumal für die Gegenwart, ist doch die Treuga Dei!

Schackstedt (Anhalt) Ewald Stier

Die Neue Allgemeine Missionszeitschrift verdient zum 1. Jahrgang ihres Erscheinens ein herzliches Wort der Begrüßung und die am Ende von genau 50 Jahrgängen (1874—1923) abgeschlossene „alte" ein ebenso herzliches Wort des Dankes. Die „Allgemeine Missionszeitschrift" war das erste wissenschaftliche Organ „für geschichtliche und theoretische Missionskunde". Nicht als ob andere Organe es damit weniger genau nähmen! Das ehrwürdige, heute unter umsichtiger Redaktionsleitung blühende „Baseler Missions-Magazin" hat schon lange vor der AMZ in gleicher Richtung gearbeitet. Aber es war eine bestimmte Gruppe — Basel mit seinen Gesinnungsfreunden —, die das Blatt trug, für die es erschien. Und bei den Verhandlungen über die Umgestaltung der AMZ wurde der begreifliche Wunsch laut, dem Baseler Organ möge seine Eigenart erhalten bleiben. Eine Verschmelzung mit der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft" kam auch nicht in Frage, schon um deren theologischer Haltung willen, aber überhaupt deshalb, weil wiederum die spezifische Eigenart einer Gruppe diesem Blatt sein Gepräge gibt. So wird dort allgemein die Religionsgeschichte stärker als in anderen, reinen Missions-Organen herangezogen, und besonders über Ostasien orientiert die ZfMuR fortlaufend in ausgezeichneter Weise. Also ergab sich schließlich der jetzt beschrittene Weg als der einzig mögliche: im vollen, betonten Bewußtsein des geistigen Zusammenhangs mit Gustav Warneck eine „Neue AMZ" zu eröffnen. Ihre Geistesart ist durch drei Losungen gekennzeichnet: biblische Orientierung — wissenschaftliche Strenge — deutsches Selbstbewußtsein. Die drei Losungen sind nicht exklusiv gemeint, sondern sie sollen Richtung weisen. Ein theologisch und religiös konservativer Zug empfiehlt sich — abgesehen von Fragen persönlicher Überzeugung — schon deshalb, weil nur so eine sammelnde, überparteiliche Arbeit inmitten der durch viele Unterschiede bestimmten Missionsgemeinde möglich ist; die grundsätzlich und geschichtlich gelegten Grundlagen der Missionsarbeit dürfen einem Organ, das mitarbeiten will, nicht problematisch erscheinen. Die bisherige Haltung der missionswissenschaftlichen Kreise Deutschlands bürgt dafür, daß auch in der Neuen AMZ (herausgegeben von Julius Richter in Berlin und Martin Schlunk in Hamburg) der konservative Grundzug nicht zur Engherzigkeit wird. Denn es ist dem Mitarbeiterstab durchaus ernst mit seinem Willen zu wissenschaftlichem Geist, auch und gerade auch zu Selbstkritik, sofern diese aus Liebe zur Sache fließt. Die dritte Losung schließlich hat heute ihre ganz besondere Bedeutung gegenüber der Vorherrschaft der anglikanischen Missionskreise.

Die zwei bisher erschienenen Hefte bilden einen schönen Anfang. Hingewiesen sei auf einen lehrreichen Aufsatz von Karl Holl über „Luther und die Mission", worin diese viel umstrittene Frage in das Licht neuer, wichtiger Quellenstücke gerückt und anders als bisher beantwortet wird. Der Verlag der Zeitschrift ist von Warneck-Berlin auf Bertelsmann-Gütersloh übergegangen.

Gießen Heinrich Frick

Jung-Indien. Aufsätze aus den Jahren 1919—1922. Von Mahatma Gandhi. Auswahl von Romain Rolland und Madelaine Rolland. Einleitung von John Haynes Holmes. Erlenbach-Zürich, München und Leipzig, Rotapfel-Verlag 1924. 540 S. 7, geb. 8.50 M.

Gandhi. Der Geist der indischen Revolution. Von Prof. Dr. K. Kanokogi. Berlin, in Kommission „Ardi", Archivdienst, Charlottenburg, Niebuhrstraße 62. 32 S. — M.

Das Buch Jung-Indien ist eine außerordentliche Bereicherung unserer Literatur. Wie hat schon Romain Rollands Mahatma Gandhi unsern Horizont erweitert! (Vgl. Nr. 7/8 Sp. 121.) Nun bekommen wir eine Fülle von Aufsätzen und kurzen Äußerungen Gandhis in die Hand gelegt, wie sie Gandhi in seiner Zeitschrift „Jung-Indien" in den letzten Kampfjahren veröffentlicht hat. Der Verlag gestattete uns, eines dieser hundert und fünfzig Stücke abzudrucken; aber so gern wir um unsrer Leser willen dieser Anregung gefolgt wären, nahmen wir doch um unsrer Leser willen von der Anregung Abstand; denn was sollte man auswählen? Unsre Leser müssen das Ganze kennen. Mir ist kein Zweifel, daß wir in Gandhi die bedeutendste Erscheinung der heutigen Weltgeschichte vor uns haben. Während wir in Deutschland und fast in Europa an großen Menschen Mangel leiden, gibt uns Indien Tagore, den Sadhu und Gandhi. Ein gar verschiedenartiges Dreigestirn, aber wer der überragende unter den Dreien ist, darüber kann kein Zweifel sein. Gandhi hat englisch geschrieben; der auf dem Titel nicht genannte Übersetzer, Emil Roniger, hatte dennoch keine leichte Aufgabe; was er an Beigaben zum Verständnis bietet, ist ebenso mühevoll wie ertragreich. Ein zweiter Band wird größere Schriften Gandhis bringen. Man lese zuerst das erwähnte und schon empfohlene Buch von Rolland und nehme dann diesen Band zur Hand: eine fremde Welt wird licht und lichter: in dem Fremden wie viel Verwandtes, in der Ferne wie viel Nahes, in der Getrenntheit wie viel Zusammenhang! Hat man diesen echten „Gandhi" gelesen, dann greife man wieder zu Rolland, und man wird nun erst den vollen Genuß und Verstand auch für dieses Buch haben.

Dazu nun die zweite oben vermeldete Schrift: Gandhi. Von einem Japaner. Und eben darum höchst interessant für uns. Nur eben Randglossen, aber von jenseits Indien her. Mit welcher Genugtuung vermerkt Kanokogi, daß die indische Bewegung, deren höchste Blüte Gandhi ist, den Siegen Japans über Rußland ihre Entstehung verdankt! (S. 4 und 20.) Die Geschichte der letzten Jahre ist ihm Geschichte der Weltrevolution gegen das britische Weltreich, das er haßt, und seine „satanische" Herrschaft. Aber der Sieg dieser Weltrevolution und ihrer wichtigsten Phase, der indischen Revolution, ist davon abhängig, daß erst „die stille Revolution der innersten Seele" stattfindet. Das hat Gandhi begriffen. „Eine neue menschliche Gesellschaftsbildung, eine neue Kultur dämmert auf ... als eine Wirklichkeit, durchglüht von Liebe und Leiden einer wahrhaft göttlichen Persönlichkeit." R

Das Ostproblem. Seine Geschichte und Bedeutung. Von Walther Harich. München, C. H. Beck 1922. VIII, 138 S.

Der praktische Zweck des Buches ist, zum Ausbau des östlichen Deutschtums und zur Stärkung seiner wirtschaftlichen Kraft als Brücke zu den Randstaaten und zu Rußland und als Gegengewicht gegen die polnische Bedrohung aufzurufen. Es geschieht das mit eindringlicher Wärme und mit guter Kenntnis der Probleme. Diese wichtige Einzelaufgabe der Gegenwart wird in den großen Zusammenhang der Weltgeschichte gestellt und nachzuweisen versucht, daß damit nicht bloß die notwendige Ablösung der romanisch-germanischen Zivilisation durch das germanisch-slavische Zeitalter gefördert, sondern der ein Jahrhundert alte Kampf zwischen Rom und Byzanz zu Gunsten des letzteren entschieden werden soll, das mit der Gläubigkeit im mystischen Sinne gegenüber der römischen Werkgerechtigkeit gleichgesetzt wird — der Protestantismus wird als rein negativ beiseite geschoben. Hier baut sich das Buch auf Gedanken Solowjews und Tschaadajews auf — Alexander Petschinkoff, „dem reinen Klang der russischen Seele" ist es gewidmet. Das Buch enthält große Perspektiven in Spenglers Manier, eine dramatische Schilderung der östlichen Geschichte, zumal Litauens, eine Reihe von frappierenden Formulierungen, aber nicht ohne Gewaltsamkeiten und seltsam wunderliche Verknüpfungen und Vergleiche. Wer kritisch zu lesen versteht und sich durch die reichlich vorhandenen Bizarrerien und halben Wahrheiten nicht abschrecken läßt, wird genug des Besinnlichen darin finden.

Ewald Stier

Aus Siebenbürgen wird uns zu dem Aufsatz in Nr. 27/28 geschrieben, daß die Verfassung der dortigen evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses nicht als konsistoriale bezeichnet werden darf; sie ist „seit Menschenaltern eine presbyterial-synodale und hat nur den altherkömmlichen Namen Konsistorium" für die obere und oberste Behörde beibehalten. Die Kirche umfaßt 240 000 Seelen.

Pfarramts-Praxis. Kartothekische Zeitschrift für das gesamte Gebiet der angewandten Theologie. Unter Mitarbeit theologischer, pädagogischer und juristischer Praktiker, herausgegeben von Pfarrer Lic. Adolf J. Strewe. Leipzig, Arwed Strauch. 6 Mark jährlich.

Ein vorzüglicher Gedanke des erfindungsreichen Verfassers; nach den vorliegenden Proben eine ausgezeichnete Hilfe für den Pfarrer, der zumal in der Zeit des Übergangs von der Staatskirche zur Volkskirche ohne solche Beratung kaum sich durchfinden kann. Ein „Schnelldienst" gibt eilige Winke. Stier

Zu der geringschätzigen Bemerkung über den Rundfunk in Nr. 27/28 Sp. 537. Gestern Nachmittag machte ich einen Krankenbesuch. Ein junger Ehemann, hoffnungslos an Kehlkopfkrebs erkrankt, seit Monaten unfähig zu sprechen, seinen Schmerzen nur durch fortwährende Morphiumspritzen gewachsen, fest bettlägerig, dazu in großer wirtschaftlicher Not. Die Lage ist verzweifelt und das Trösten schwer. Aber als ich gestern hinkam, erlebte ich eine Überraschung. Der Mann hatte den Doppelhörer auf den Ohren; unter den Zimmerdecke eine einfache Antenne. Ein guter Freund hatte ihm für ganz billiges Geld die Anlage gemacht, ein anderer den Hörer geschenkt. Begreift man, welch eine Ablenkung und Erquickung für diesen Mann der Rundfunk bedeutet? Mit Tränen erzählte er mir, daß er nun doch endlich einmal wieder einen Gottesdienst miterlebt habe, die Rundfunk-Morgenfeier am vorhergehenden Sonntag (Choräle des Posaunenquartetts und Ansprache eines hiesigen Pfarrers), wie sie bei uns jetzt alle vierzehn Tage stattfinden. — Auch in den Blindenanstalten ist helle Freude über die dadurch herbeigeführte Erweiterung der Berührung mit der Außenwelt. Es bedeutet wirklich etwas Großes, daß die Blinden nun nicht mehr bloß auf das so umständliche und kostspielige Lesen der Bücher in Blindenschrift oder auf Vorlesen und Vorspielen angewiesen sind, und daß sie von ihrem Heime aus Vorträge mit anhören können ohne erst hingeführt zu werden. Man vergegenwärtige sich weiter den Wert des Rundfunkes für Menschen, die durch körperliche Leiden zu wochen- und monatelangem Stillliegen verurteilt sind, und die Skepsis über den Wert des Rundfunkes wird sich wohl etwas verringern. Mir scheint, daß dieser neue technische Fortschritt gerade auch die Kirche vor große Aufgaben stellt, vor allem vor zwei. Erstens muß sie die Radioempfänger organisieren, um diese zu veranlassen, daß sie sich kitschige oder gar lüsterne Darbietungen entschieden verbitten und auf ernste, gehaltvolle Sendungen dringen. Sie haben es zuletzt doch in der Hand, wozu der Rundfunk benutzt werden soll. Und schon heute ist überraschend, wie sehr ganz allgemein der Wunsch in der Richtung geht, nicht mit leichter Musik und humoristischen Darbietungen gefüttert zu werden, sondern wirklich gute Vorträge und Feierstunden zu empfangen. Die Kirche müßte die Sendungen ganz genau kontrollieren und ihren Einfluß für deren Veredelung einsetzen. Zweitens sollte die Kirche sich den Rundfunkgesellschaften aufs bereitwilligste zur Verfügung stellen. Da die Gesellschaften begreiflicherweise nach Sendern hungern, werden solche Angebote gern angenommen werden, wenn ein Gehalt und Rücksichtnahme auf Andersdenkende garantiert wird. Vielleicht ist schon Gefahr, daß sich Unberufene vordrängen, und empfiehlt sich, den Gesellschaften auch eine Beratung zur Seite zu stellen. Auch der Rundfunk kann ein Mittel der Mission werden. Ich empfinde es als einen großen Erfolg, daß schon heute verschiedene Rundfunkgesellschaften religiöse Morgenfeiern in ihr festes Programm aufgenommen haben. Es wäre traurig, wenn die Kirche auch hierbei wieder zu spät aufwachte. E F

Kleine Mitteilungen. Das vorläufige Programm des Bundes für Gegenwartchristentum (und der „Freunde der Christlichen Welt") findet sich im heutigen Anzeigenteil.

Es trifft sich gut, daß über das Gesamtwerk von Paul Jaeger soeben ein ausführlicher Aufsatz eintrifft, der alsbald folgt. R

Wöchentliche Chronik

Der Verfassungsausschuß des Preußischen Landtags hat das von der Regierung vorgelegte Kirchenbeamtengesetz (Entstaatlichung der Kirchenbeamten, Weitergewährung einer Rente des Staats an die Kirchen für die persönlichen und sächlichen Kosten der kirchlichen Verwaltung und Weiterbenutzung der Verwaltungsgebäude) dahin geändert, daß die in dem Entwurf vorgesehenen Vereinbarungen mit den Kirchen über die künftigen Staatsleistungen von der Anerkennung eines staatlichen Plazet bei Ernennung der leitenden kirchlichen Beamten (Präsidenten des Oberkirchenrats und der Konsistorien und Generalsuperintendenten) abhängig gemacht werden soll. Die Deutschnationalen haben erklärt, bei Annahme dieser Bestimmung gegen das ganze Gesetz zu stimmen, so daß die Annahme sehr zweifelhaft ist, da auch die Sozialdemokraten, die dem Ausschußantrag zur Mehrheit verholfen haben, gegen das ganze Gesetz stimmen werden. D. Philipps hat in Rb 180 einen Artikel „Kulturkampf in Sicht" geschrieben, in dem es heißt: „Hat der Staat an einem katholischen Zentrum noch nicht genug? Schon stehen nicht Wenige auf dem Standpunkte, daß ein evangelisches Zentrum eine Notwendigkeit sei, um die Rechte der evangelischen Kirche im modernen Staate nachdrücklich wahren zu können. Das Plazet wird es schaffen." — Später. Es wurde eine Verständigung darüber erzielt, daß das Plazet ersetzt ist durch ein Recht des Staats, gegen die Ernennung Bedenken geltend zu machen.

Auf einer von der deutschnationalen Volkspartei veranstalteten „Völkischen Woche" wurde in Referaten von Prof. Wundt-Jena und dem Führer des Bundes „Deutsche Kirche" Studienrat Niedlich-Berlin die Frage nach Möglichkeit und Art einer „Völkischen Weltanschauung" und eines „Deutschen Glaubens" erörtert und dabei das Alte Testament bekämpft. Aus den Kreisen der Deutschnationalen Volkspartei heraus (Rb, SchlesZtg) findet die Einbeziehung des religiösen Gebiets in die Völkische Woche Widerspruch. In der Schlesischen Zeitung schreibt Prof. Zieschè-Breslau (FZ 501): Die Grundlage des Staatslebens sei der Gottesglaube, die Gottesverehrung, die Familie, Leben und Volksgesundheit und der Schutz der geschlechtlichen Sittlichkeit und des Eigentums- und Arbeitsrechts. Nur auf der Basis dieser Faktoren sei eine Gemeinschaftsarbeit überhaupt möglich, und diese Anschauungsweise müsse vorpolitisch gesichert sein. Propaganda und Bekämpfung von Konfessionen und Weltanschauungen gehörten nicht in die eigentliche Politik der Parteipolitiker. Auf der Völkischen Woche sei aber gegen diese handgreiflichen und grundlegenden politischen Regeln auf das Gröbste verstoßen worden. Das Christentum sei als eine Überfremdung des deutschen Volkes hingestellt worden und der platteste Nationalismus zum selbstverständlichen Ausgangspunkt einer theologisch geradezu hilflosen Beurteilung des christlichen Lebens des deutschen Volkes geworden, als gäbe es in Deutschland höchstens noch einige offenbarungsgläubige unmündige Kinder. Das Alte Testament sei geradezu verunglimpft worden. Der völkische Nationalismus wurde als der Luthergeist hingestellt, was gegen alle geschichtliche Wahrheit sei. Die deutschen Katholiken seien insbesondere beleidigt worden. Offenbarungsgläubige Christen beider Konfessionen, die die übergroße Mehrzahl der Parteiangehörigen ausmachen, hätten sich von dem törichten Unterfangen, eine Parteiveranstaltung zu politischen Gesprächen zu machen, von vornherein ferngehalten. Die Fortsetzung dieser Linie werde rasch zur Vernichtung der Partei führen. Er fragt schließlich: Wer trägt die Verantwortung für diese „Parteiveranstaltung" (Völkische Woche in Berlin) und wie stellt sich der Parteivorstand dazu?

Die mecklenburgische Landessynode hat den Pastoren freigestellt, unter Zustimmung des Gemeindekirchenrats auch plattdeutsche Predigten zu halten, und beschlossen, die im vorigen Jahre aufgelegte Kirchenanleihe zum vollen Betrage nach dem Goldwert am Tage der Zeichnung aufzuwerten.

Der Gnadauer Verband der Gemeinschaftsbewegung zählt 30 Bruderräte mit 600 Berufsarbeitern; 6000 Versammlungen werden regelmäßig bedient, 80 Gemeindehäuser sind im Bau.

Der Staatssekretär für die englischen Kolonien hat auf Vorschlag des britischen Missionsausschusses den Ausschluß der deutschen Missionsgesellschaften aus den britischen Kolonien mit Ausnahme Indiens (wo die indische Regierung zuständig ist) aufgehoben. Die britische Missionskonferenz wird die deutschen Missionsgesellschaften zur Anerkennung empfehlen, wo nicht Reibungen mit der eingeborenen Kirche bei Rückkehr der Missionare zu befürchten sind. — Im Londoner Unterhaus erklärte der Unterstaatssekretär für Indien, daß die Regierung nicht an eine Änderung ihrer bisherigen Politik denke, wodurch die deutschen Missionare aus Indien ausgeschlossen werden. Ausnahmen würden nur in bestimmten Einzelfällen gemacht und jedesmal müsse genügende Garantie gegeben werden. FZ 541

Eine außerordentliche evangelische Kirchenversammlung in Danzig hat sich mit der Verfassungsurkunde der evangelischen Kirche der altpreußischen Union und den zugehörigen Gesetzen einverstanden erklärt und der für Danzig vorgesehenen Sonderabstimmung zugestimmt.

Der Danziger Senat hat sich gegen die Gründung einer vom Ausschuß für geistige Zusammenarbeit beim Völkerbund geplanten jüdischen Universität Danzig ausgesprochen. EvKBl 9

Im Memelgebiet hat ein neugebildetes „Kirchenkuratorium" beschlossen, den litauischen Bevollmächtigten zu bitten, die Pfarrer, die nur einen deutschen Paß haben, „nach Deutschland zurückzuschaffen" und den Vorsitzenden der Landessynode Superintendent Gregor-Memel „wegen seiner Widersetzlichkeit" auch als Pfarrer von seiner Stelle zu entfernen.

In Litauen wurden im Jahre 1923 fünf neue evangelische Pfarreien (jetzt 19) eingerichtet und ein eigenes Gesangbuch für die evangelisch-lutherischen Gemeinden herausgegeben.

In Murska Sobota (Jugoslavien) ist ein evangelisches Studentenheim eingerichtet worden.

Während der 10 Jahre 1911—21 verweigerten in Norwegen 776 Leute aus religiösen Gründen den Kriegsdienst und wurden den bestehenden Bestimmungen gemäß 216 Tage in zwei Zeiträumen von je 108 Tagen (50 % mehr als im Militärdienst) als Zivilarbeiter beschäftigt. Die Zahl der den Kriegsdienst aus „anderen ernsten Gewissensgründen" verweigernden Personen, die nach dem Gesetz vom 15. Juli 1922 ebenfalls vom Militärdienst befreit werden können, ist nicht veröffentlicht. Int. Versöhnungsbl 7

Der Schweizer Kirchenbund veröffentlicht eine Erklärung gegen die offiziellen Besuche des päpstlichen Nuntius bei den Regierungen nicht nur katholischer, sondern auch paritätischer und mehrheitlich protestantischer Kantone, die nicht bloß Höflichkeitsbesuche, sondern zugleich Agitationsreisen für die katholische Kirche sind. — Die evangelische Schweizerkirche in Genua wurde in den Schweizer Kirchenbund aufgenommen.

Ministerpräsident Herriot hat bei der Behandlung der Frage einer französischen Gesandtschaft beim Vatikan im Parlament u. a. gesagt: „Ich habe niemals die Bedeutung und die Größe der katholischen Institution verkannt, soweit sie treu geblieben ist dem Gedanken dessen, der die Händler aus dem Tempel trieb und sagte: Mein Haus soll ein Bethaus sein, aber ihr habt es zu einer Diebeshöhle gemacht (lebhafter Beifall auf der Linken). Soweit die katholische Institution geblieben ist der große Brunnen der Barmherzigkeit, soweit sie nicht aufgehört hat, die Schwachen und Gerechten gegenüber der Gewalt zu unterstützen, ist sie sicher der Achtung und Unterstützung auch derer, die ebenso wie ich ihre Grundlehren nicht annehmen. Aber wir meinen, daß im eigentlichen Interesse des religiösen Friedens kein Grund vorhanden ist, den hochgeachteten Vertreter der katholischen Religion als einen Souverän zu behandeln, während man es mit den Häuptern der anderen Religionsgemeinschaften nicht ebenso macht." DEK — Die Katholiken in Elsaß-Lothringen verlangen Volksabstimmung.

Das ökumenische (griechische) Patriarchat in Konstantinopel hat durch die Ausrottung der Griechen in Kleinasien von 32 Diözesen 29 verloren. Das griechische Erzbistum in Jerusalem ist in schwerster Notlage; der Erzbischof ist deshalb zur Erlangung von Hilfe seit einem Jahre in Amerika tätig.

An der zweiten Tagung der 1922 begründeten Vereinigung aller evangelischen Kirchen in China nahm als einziger deutscher Gast Missionsdirektor D. Witte teil. — Er hielt an der christlichen Universität Doshisha in Japan einen der 5 Vorträge zur Kantfeier.

In der anglikanischen Kirche in Japan sind zum ersten Male zwei japanische Bischöfe, für Groß-Tokio (D. Motode) und Osaka, erwählt worden.

In Südafrika haben die Mitglieder der „Einfachern reformierten Kirche" (30 Pfarrer, 40 000 Anhänger) sich gegen, die der „Reformierten holländischen Kirche" (400 Pfarrer) für das Gemeindebestimmungsrecht hinsichtlich des Alkoholverbots ausgesprochen.

Prohibition in den Vereinigten Staaten. Um die Verbotsfrage wurde in der demokratischen Parteikonvention in New York gekämpft. Mac Adoo war bis auf die Knochen trocken (bone dry), Gouverneur Smith vertrat die Nassen. Der schließlich nominierte frühere Botschafter Davis ist für strenge Durchführung des Verbotes, erst recht der Kandidat zur Vizepräsidentschaft, Gouverneur Bryan von Nebraska. Aber auch wenn die Republikaner mit Coolidge und General Dawes siegen, in keinem Falle wird das Verbot gefährdet. Die Lafollette-Partei gab keine programmatische Erklärung zum Verbot.

Ein belgischer Antialkoholkongreß tagt am 25. u. 26. Oktober in Antwerpen: „Der Antialkoholunterricht und die Lehrer" und „Der Kampf gegen den Alkoholismus im Kongo". Freunde sind willkommen. Auskunft durch Generalsekretär Charles Verlat, Rue van Dyck 10, Antwerpen.

Vom 28. September bis 1. Oktober findet in Offenbach a. M. der 10. Deutsche Evangelische Gemeindetag statt. Öffentliche Versammlung 29. September, abends 8 Uhr: „Arbeiter, was habt ihr gegen die Kirche?" Arbeitersekretär Springer, Stuttgart. — Am 30.: „Die Bedeutung des Religionsunterrichts in der Schule für den Aufbau der Gemeinde" Pfarrer Zuckschwerdt, Magdeburg; „Kirchliche Wohlfahrtspflege, Grundsätzliches und Praktisches" Pfarrer D. Ulrich, Berlin. — Am 1.: „Neue Wege zur Gestaltung des Gemeindegottesdienstes" Pfarrer Lic. Rosenkranz, Kreuznach. — Auskunft bei Pfarrer D. Stock in Berlin-Lichterfelde oder Pfarrer Hofmeyer, Offenbach.

Ein Kursus für Fragen der Durchführung der Reichsverordnung über die Fürsorgepflicht und des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes, veranstaltet vom Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge usw. findet statt in der Kindererholungsstätte Wegscheide bei Bad Orb vom 12. bis 15. August. Näheres Geschäftsstelle Frankfurt a. M., Stiftstr. 30.

Eine Weltanschauungswoche, veranstaltet von der Evangelischen Vereinigung zur Pflege christlicher Weltanschauung in Österreich, findet 1.—8. September in Bad Aussee statt. Vorträge von Heim, Hoffmann, Entz, Selle, Sapper, Völker. Näheres durch das Ev. Pfarramt Aussee, Steiermark.

Von Personen: Gewählt D. Gustav Krüger zum Rektor von Gießen. Promoviert zu DD.: Superintendent Paul Müller in Zwickau von Leipzig, Architekt Otto Bartning daselbst von Königsberg, Kommerzienrat Colsmann in Langenberg und der frühere Missionsinspektor Pastor Wilde in Brückenberg von Bonn. ESt

Verantwortlich: Prof. D. M. Rade, Marburg a. L.

Bund für Gegenwartchristentum

Frankfurt a. M., Volksbildungsheim, **6.—8. Oktober**

Aenderungen vorbehalten

Montag 6. Oktober Freunde der Christlichen Welt: 5 Uhr „Die Krisis im volkstümlichen Marxismus und die christliche Aufgabe." Direktor des sozialen Museums Dr. Heinz Marr in Frankfurt a. M.

Dienstag 7. Oktober Erste Hauptversammlung des Bundes für Gegenwartchristentum: 9 Uhr Andacht. — Dann: „Kant und der Protestantismus der Gegenwart." Direktor der Stadtbibliothek Dr. Hinrich Knittermeyer in Bremen.

3 Uhr: Sonderversammlung des Bundes für religiösen Unterricht und religiöse Erziehung.

4 Uhr Sonderversammlung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins: „Formen und Kräfte des chinesischen Christentums." Missionsinspektor Devarannе in Berlin.

6 Uhr Gottesdienst in der Weißfrauenkirche: Pfarrer Dr. Wilhelm Stählin in Nürnberg.

8 Uhr Geselliger Abend.

Mittwoch 8. Oktober Zweite Hauptversammlung des Bundes für Gegenwartchristentum: 9 Uhr „Die Kirche, Ideal und Wirklichkeit." Kirchenrat D. Karl König in Urspringen.

Teilnehmerkarten 5 Mk., Tageskarte 2 Mk. Anmeldung für Privat- oder Gasthofsquartier (von 3 Mark an) mit Rückkarte an Pfarrer Manz, Frankfurt a. M., Gagernstraße 26 (Postscheckkonto Frankfurt a. M. 14211). Es sind auch einige Freiquartiere vorhanden. Anmeldung dazu (am besten auf Zahlkartenabschnitt) baldigst erforderlich.

Zusammenkunft

von Freunden der Christlichen Welt im Heim in **Friedrichroda,** Schreibersweg 6

Donnerstag, den 14. August 1924, nachm. 4 Uhr

Professor Dr. Vaihinger-Halle: Einige Bemerkungen über und gegen das neue Buch von Professor Arthur Drews „Die Entstehung des Christentums aus dem Gnostizismus".

Gäste willkommen.

Die schönsten Geschenkbücher für die Jugend

Waldemar Bonsels

Die Biene Maja

und ihre Abenteuer

535.—559. Auflage. Gebunden Gm. 3.50
Volksausgabe 485.—534. Auflage
Kartoniert Gm. 1.80, gebunden Gm 2.25

Himmelsvolk

Ein Märchen von Blumen, Tieren und Gott

400. Auflage. Gebunden Gm. 3.75

Sonderausgabe:

400. Auflage. Auf bestem Papier gedruckt in Halbpergament gebunden Gm. 7.50

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Neuere Erscheinungen des Perthes-Verlages

Das bahnbrechende Evangelienbuch des Protestantismus!

Die erste brauchbare Liturgie für Prediger und Laien!

Neues Evangelienbuch

Gebete und Bibellesungen für den öffentlichen Gottesdienst, für Schul- und Einzel-Andacht

von

EMANUEL LINDERHOLM

S. S. Theologiae Doctor Professor in Uppsala

Deutsch von Th. Reißinger
mit Geleitwort von Rudolf Otto

★ Preis in Halbleinen geb. 3 GMk. ★

„Solch ein Buch kritisiert man nicht theoretisch, das muß man ausprobieren. Und dazu lockt es. Das Buch sollte von den Kirchenbehörden empfohlen werden. Der Untertitel deutet seine vielseitige Verwendungsmöglichkeit besonders für liturgische Feiern, Wochenschlußandachten und Hausandacht an und sei dringend empfohlen." *Christl. Freiheit*

„Dieses Buch eines schwedischen Theologieprofessors macht den interessanten Versuch, das alte Perikopensystem des Kirchenjahres durch ein neues zu ersetzen, das auf dem Gedanken der Reichsgottesidee aufgebaut ist. Das Buch läßt sich auch im häuslichen Gottesdienst brauchen Es enthält eine Fülle von Gebeten. Geistliche und Laien, die Freude an der Liturgie haben, werden viel Anregung aus dem Werkchen empfangen." *Evangel. Sonntagblatt*

WEGE DER LEBENSGESTALTUNG

VON

FERDINAND WEINHANDL

(PERTHES' BILDUNGSBÜCHEREI)

Preis 1 Goldmark

„Nicht richtungsloses Ausleben jeder Regung des Augenblicks, sondern Beherrschung, Selbstzucht, Fassung und gestaltende Bändigung kennzeichnen die mächtige Persönlichkeit. Werte leuchten richtunggebend über ihrem Leben. Maß und Mäßigung sind da die Form, in der die Erde zuhöchst geliebt wird."

Demnächst werden erscheinen:

MITTELLATEINISCHES LESEBUCH

Eine Auswahl aus der mittellateinischen Literatur in Deutschland

mit einer Einführung und Anmerkungen (Vokabeln) für den Schulgebrauch herausgegeben

von

DR. PAUL ALPERS

Preis Gm. 2.40

Mit dieser Veröffentlichung wird die Möglichkeit gegeben, die hohe Geisteskultur der deutschen Schriftsteller zu studieren, die leider bisher in den höheren Schulen mehr oder weniger vernachlässigt wurden, obwohl sich gerade an den Beispielen Einhard, Ekkehard, Roudlieb, den Hymnen und Papsturkunden, den Vagantenliedern der lateinische Unterricht aufs Engste mit den kulturgeschichtlichen Fächern verbinden läßt. / Die Auswahl der Stücke bevorzugt die deutschen Schriftsteller aus der Blütezeit (Karl der Große bis Friedrich I.) und bietet sprachlich sowohl wie volkskundlich Wertvolles in Lyrik und Prosa.

Verkappte Religionen

Von

CARL CHRISTIAN BRY

Preis gebunden 4 Goldmark

Das Buch wirkt wie ein Scheinwerfer, der die intellektuellen Niederungen und Verstiegenheiten unserer zerklüfteten Epoche beleuchtet und die sich verantwortlich Fühlenden wachruft. Kein Einzelzug der Zeit wird hier erfaßt, sondern das, was wirklich diese charakterisiert: alle ihre Bewegungen. Dieses geistreiche Werk mußte endlich einmal geschrieben werden in diesen Zeitläuften der fixen Ideen, die alle gesunden Anschauungen ankränkeln und sich zu gefährlichen Einseitigkeiten auswuchern. In einem flotten stilistischen Tempo zeigt der Verfasser, daß das Gebiet des Okkultismus, des Hinterweltlertums, der „Verkappten Religionen" viel weiter ist, als man glaubt / Nach dem Gesagten ist das Buch sowohl für Interessenten und Anhänger des wissenschaftlichen Okkultismus und der Theosophie bestimmt, als auch für Geistliche, Pädagogen, Sozialreformer, Politiker, Schriftsteller und Künstler, Militärs, die gebildete Frau, Juristen, Techniker, Mediziner und Philosophen.

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart

Missionars- und Pfarrstelle an der deutschen Gemeinde in Tokio
ist zu besetzen durch jüngere, womöglich schon pfarramtlich tätige Kraft. Bewerbungen bis 1. Oktober an Zentralbüro des
Allg. evg.-prot. Missionsvereins Berlin W. 57, Pallasstr. 8/9.

Der **Hessische Diakonieverein** gewährt evang. jung. Mädchen mit höh. Allgemeinbildung unentgeltlich Ausbildung i. d. Krankenpflege jeder Art mit abschließendem Staatsexamen i. d. Krankenpflegeschulen zu Hanau und Nordhausen. Daneben Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft, d. sozialen Fürsorge u. d. praktischen Gemeindearbeit i. d. Gemeindepflegeseminar zu Darmstadt. Kindergärtnerinnen, Jugend- und Wohlfahrtspflegerinnen finden durch ihn Anstellung und Lebensstellung. Näh. durch Pfarrer Guyot, Darmstadt, Martinstraße 79.

Stuttgart! 18jährig. Mädchen aus gebildeter Familie sucht Stellung als **Haustochter,** am liebsten zu Kindern, ohne gegenseitige Vergütung, in Stuttgart.
Prof. **Niebergall,** Marburg a. L.

Heimatglocken Jahrbuch 1925

5. Jahrgang

Herausgeber:
Walther Kalbe
Bildwerk:
Georg Kötschau
Noten:
Bruno Leipold

Aus dem Vorwort:

„Was suchst du?
Du bist der Schlüssel zum Jahr!
Hast du dich aufgetan —, das ist das Wunder, welches immer neu blaut über dieser alten Erde.
Suchst du das?
Dann komm, wir gehen zusammen!"

Vielfarb. deutsch. Monatswerk
Verschlossener Sylvestersegen
Broschiert . . . . . M. 2.40
Bütten halbpergam. . . „ 7.50

Das Heimatglockenpäckchen
Jahrbuch 1925 / 24 / 23 / 21
postfrei M. 4.90, Betrag auf Postscheckkonto Leipzig 41 804

Heimatglockenverlag
Schmiedehausen (Bad Sulza).

Den Freunden der „Christlichen Welt" gebe ich bekannt, daß mein Mann, der
Superintendent a. D. Hans Gallwitz
am 6. Juli in der Landesheilanstalt Nietleben bei Halle von jahrelangem Leiden durch den Tod erlöst ist.
Wernigerode i. H. **Frau Else Gallwitz.**

Pfarrstelle.

Die Stelle des 3. Pfarrers an hiesiger Stadtpfarrkirche ist voraussichtlich zum 1. Oktober 1924 zu besetzen.
Die Stelle gehört der ersten Grundgehaltsklasse an. Dazu kommen die allen Pfarrern z. Zt. gewährten Besoldungsvorschüsse. Für die Stelle des 3. Pfarrers wird freie Dienstwohnung gewährt.
Schriftliche Meldungen mit Lebenslauf und Zeugnisabschriften sind bis zum 30. August d. Js. an uns einzureichen.
Lutherstadt Wittenberg, den 12. Juli 1924.
Der Magistrat.

Theodor Rother, Buchhandlung für Theologie, **Leipzig**
bietet freibl. in guten Exempl. an: Schr. d. Ver. f. Reform.-Gesch. Heft 1/2, 5/19, 21/65, 68, 101/7, 115/8 M. 30.—; Theol. Rundschau Jahrg. 1/2, 4/8 à 2.—; Ztschr. f. Theol. u. Kirche 1/5, 7/8 à 2.—; Gurlitt, Kirchl. Kunstdenkm. geb. (4.—) 2.75; Seeberg, Dogmeng. 1/4 (60.—) 40.—; Krüger, Kircheng. I geb. (6.—) 3.50; Richter, Missionsk. geb. (11.—) 8.—. Zahlung nach Erhalt. Porto trägt Best.
Jedes neue Buch liefere franko auf Monats-Conto.

Preisausschreiben

veranstalte ich nicht, dagegen liefere ich aber jedermann mein Probepaket enthaltend:
6 Paar Damenstrümpfe in Seidenflor, schw. oder bunt
6 Paar Damenstrümpfe in Baumwolle, lederf.
6 Paar Herrensocken, Baumwolle, bunt
3 Stück kunstf. Strick-Kravatten und
50 Sterne Leinen-Sternzwirn.
Dies alles liefere ich zum Gesamtpreis von Gmk. 20.— gegen Voreinsendung des Betrages. Bei Einsendung von Gmk. 10.— liefere ich die Hälfte obiger Waren.
Otto Ramm, Abteilung Textilwaren,
Penig i. Sa. Nr. 29a.

An unsere Postbezieher!

Die Post nimmt **Zeitschriften-Bestellungen** nach dem 1. eines Monats für diesen Monat nicht mehr an; Lieferung kann in diesem Falle nur durch unmittelbare Bestellung beim Verlage unter Kreuzband erfolgen. Diese Art der Lieferung ist für beide Teile umständlich und kostspielig. Deshalb bitten wir unsere Postbezieher, den Bezug stets in der zweiten Hälfte eines jeden Monats, spätestens aber beim Erscheinen der zweiten Doppelnummer des Monats für den folgenden Monat zu erneuern.

Der Verlag der Christlichen Welt.

Als **Hausdame** o. ä. in frauenlosem Haushalt sucht zum September oder später Stellung bestempfohlene Pfarrerswitwe. Näheres durch Pfarrer **M. Zimmer,** Niederwiera b. Waldenburg (Sa.)

Anzeigen
in der „Christlichen Welt"
finden weitgehendste Beachtung in den besten geistig hochstehenden Kreisen und ihrer Frauenwelt!

Gesucht zum 1. September nach Lindau i. B. ein gebildetes junges **Mädchen,** evangelisch, zur Erziehung von 3 Kindern von 5 bis 8 Jahren, die befähigt ist, die Schulaufgaben zu übernehmen und nähen kann. — Offerten mit Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Gehaltsansprüchen zu richten an
Frau Geheimrat **von Wacker**
z. Z. Pontresina Oberengadin
Villa Wacker.

„Gratis"

für die Reise erhalten Sie trotz meiner bekannt billigen Preise einen
14 kar. Goldfüllhalter Sicherheits-System.
500 Bg. Konzeptpapier 3.75
1000 St. Dienstbüllen 3.50
100 „ Schreibhefte, 4 Bg. stark 5.—
10 Rollen Butterbrotpapier, fettdicht 1.50
100 Bg. Kronenpost 0.60
100 St. Umschläge dazu . . . 0.60
1 Gr. Schulfedern 0.75
Muster u. Preisliste gratis.
Bei Bestellungen von 25.— Mk. an erhalten Sie obigen Goldfüllhalter **„gratis".**
J. Lissner,
Papiergroßhandlung
Breslau 11, Nicolaistraße 101.

Hauchs Realenzyklopädie,
22 Bände, tadellos erhalten, habe ich geg. Barzahlung zu verkaufen. Angebote erbeten.
Studiendirektor **O. Lehmann,**
Stollberg i. Sa.

Soeben erscheint:
Die Kommende Kirche
von
Lic. E. Stange
60 Pf. Verlag
Ludwig Ungelenk, Dresden 24.

Rhein. Westf. Diakonieverein
Köln-Mülheim, Düsseldorferstr. 53.
Auf gr. höh. Schulbildg. **unentgeltl. Ausbildg.** und Berufsstellung als ev. Diakonieschwester i. Kranken-, Gemeinde-, Jugend- und Wohlfahrtspflege. Aufn. April u. Oktober. Unser **Erholungsheim** Honnef/Rh. Wilhelmstr. 8 bietet Freunden des Vereins Aufenthalt z. mäß. Preisen. **Gaben** u. Beiträge dr. erbeten auf Postscheckk. Köln 63512 H. O. Jügen, Köln-Mülheim, Deutz-Mülheimerstr. 216.

Die Geburt ihres vierten Kindes
Johannes Martin
zeigen an
Pfarrer **Wilhelm Loew**
und **Liese,** geb. Naumann.
Remscheid, 17. Juli 1924.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat August: Goldmark 0.80; im Auslande für das Vierteljahr Juli—September und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Oesterreich Kr. 52 000.—; Schweden Kr. 2.80; Schweiz (Postscheckbureau Zürich Nr. VIII. 1851) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4.—; Tschechoslowakei Kr. 18.—; alle übrigen Länder wie Schweiz in Schweizer Franken; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0,15, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0,10. Größere Anzeigen nach besonderem Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 2422.
Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha
Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 21. August